

Illustrierte Frauen-Zeitung

Jest 13. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 1. Juli 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(1. Fortsetzung.)

Hn diesem Augenblick erschien Sefi's dunkler Kopf vor dem der Hitz wegen geöffneten Fenster, das nach dem Garten führte, dann verschwand er, und der Rechtsanwalt begann zu lesen:

"Mit schwachen körperlichen Kräften, aber im Vollbesitze meiner geistigen Capacitäten setze ich hiermit meinen letzten Willen fest, dessen gewissenhafte Vollstreckung ich meinem altbewährten Freunde, dem Rechtsanwalt" — die Stimme des Lesenden nannte den Namen nur leise, wie etwas Nebensächliches — "Justizrat Brettner übertrage."

Herwart fieberte vor Ungeduld bei dieser Einleitung; das leise Räuspern des Rechtsanwaltes, womit dieser den Hauptpassus einleitete, machte ihn nervös.

Da, endlich, — nun kam es: "Mein Universal-Erbe ist mein Adoptiv-Sohn Herwart von Ludna-Sellwitz —"

Herwarts Brust hob sich, siegesfüchtig übersog sein Auge die Versammlung und blieb nur mit einem unwilligen Aufblitzen auf Sefi's Scheitel haften, der wiederum flüchtig vor dem Fenster erschienen war, um gleich wieder unterzutauchen. Der Rechtsanwalt, der eine Pause gemacht hatte, wiederholte:

"Mein Universal-Erbe ist mein Adoptiv-Sohn Herwart von Ludna-Sellwitz, — nach der Meinung der Welt, — aber nicht nach der meinigen."

Eine Bewegung erhob sich im Saale. Die Brillengläser des Rechtsanwaltes blitzen; er machte ein Zeichen, als bate er um Ruhe. Dann fuhr er fort:

"In Anbetracht, daß mein Adoptiv-Sohn Schulden halber den Militärdienst quittieren mußte, in Anbetracht, daß sein späteres Verhalten mir keinerlei Garantie dafür bietet, daß er Geld zu verwahren versteht, endlich: in Anbetracht, daß das Leben in der Residenz offenbar einen schädlichen Einfluß auf ihn ausübt, glaube ich den von mir übernommenen Verpflichtungen ihm gegenüber am besten nachzukommen, indem ich ihm Gelegenheit gebe, durch angemessene Thätigkeit wieder ein



Am Jahrestage.

Nach dem Bilde von H. Vogler. — Siehe Seite 104.
Photographie-Berlag der photographischen Union, München.

ordentlicher Mensch" — ich bitte um Verzeihung, ich kann nur die Worte wiederholen, die der Testator niedergeschrieben hat — „ein ordentlicher Mensch zu werden. Zu diesem Zwecke bestimme ich, daß Herwart von Luckna mein in der Provinz Posen gelegenes Rittergut Demklowo bekommen soll, einen Besitz, aus dem sich mit einiger Arbeit und Mühe viel machen läßt, und zu dessen Bewirtschaftung ich ihm außerdem ein Betriebskapital von zwanzigtausend Thalern vermaße. Sollte Herwart von Luckna das Gut verlaufen und das daraus gelöste Geld, wie es wahrscheinlich ist, durchbringen, so haben meine Erben seinerlei Verpflichtungen mehr gegen ihn, und er hat sich sein Unglück selbst zuzuschreiben.

Alma von Luckna soll eine Jahresrente von dreitausend Mark beziehen, solange sie lebt.

Meine Schwester Hermine von Malten erhält ebenfalls dreitausend Mark jährlich, solange sie lebt.

Ich habe das alles vorangehen lassen, ehe ich meinen Hauptberen nenne, denn ich weiß, daß bei der Verlesung meines Testaments die lieben Verwandten sammt und sonders ungeduldig sein werden, und da sollte doch jeder zunächst wissen, woran er wäre, um dann mit mehr Aufmerksamkeit das anzuhören, was ich der Familie noch mitzuteilen habe.

Aus meiner ersten Ehe besaß ich eine Tochter, die älteren Familienmitglieder wissen das, die jüngeren erfahren es hiermit. Kurz nachdem ich mich zum zweiten Male verheirathet hatte, verließ diese meine Tochter Dorothea von Sellwitz mein Haus, um sich gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen mit einem jungen Musiker Namens Friedrich Kalla zu verbinden. Einflüsse, denen ich damals unterworfen war, und deren Verderblichkeit ich erst viel später erkannte, bewogen mich, diese meine Tochter zu verstoßen, ihre ersten Briefe uneröffnet zurückzusenden und mich völlig von ihr loszusagen.

Damals hoffte ich noch auf Leibeserben aus meiner zweiten Ehe; aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und jetzt, in meinem hohen Alter, erkenne ich darin eine gerechte Strafe des Himmels.

Ob meine Tochter die ersten Jahre ihrer Ehe im Elend verbracht hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat der Gram über das verlorene Vaterhaus ihr Glück getrübt, wenn anders sie glücklich war, und in meiner Macht liegt es nicht mehr, an ihr gut zu machen, was ich ihr gegenüber fehlte. Durch die Bemühungen treuer Freunde habe ich aber nun die Gewissheit erhalten, daß ein Kind aus der Ehe meiner Tochter mit Friedrich Kalla lebt!"

„Soll erst bewiesen werden!" rief Herwart, der nicht mehr an sich halten konnte.

Der Rechtsanwalt verneigte sich leicht nach dem Platze hin, auf dem Herwart stand.

„Gewiß, die Beweise sind zur Hand. Gestatten Sie, daß ich fortfahre?"

Herwart unterdrückte nur mühsam eine laute Verwünschung, und der Rechtsanwalt las weiter:

„Diese Tochter, Dorothea Kalla, ist meine rechtmäßige Erbin. Ihre Eltern sind vor einem halben Jahre fast gleichzeitig einer Epidemie erlegen. Meine Enkeltochter Dorothea Kalla weilt in Zürich im Hause eines Freunds ihres Vaters, aber ich habe dafür gesorgt, daß sie rechtzeitig von meinem Ableben benachrichtigt wird, wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, sie noch lebend in meine Arme zu schließen.

Dorothea Kalla ist meine Universal-Erbin; ihr vermahe ich mein ganzes Vermögen mit allem, was ich an liegenden Gütern und baarem Gelde besitze, abzüglich der oben genannten und einiger weiter unten namhaft gemachter Legate.

Im Belieben meiner Enkeltochter Dorothea soll es stehen, meiner Schwester Hermine und meiner Stiefschwester Alma zu gestatten, weiterhin in Hellowa zu domiciliren, und diese beiden letzteren haben sich ganz nach den Wünschen meiner Enkeltochter zu richten.

Mit dieser Verfügung hebe ich alle früher von mir getroffenen Bestimmungen auf und erkläre dieses Testament für das allein gültige."

„Ich wünsche Einsicht in das höchst wunderliche Schriftstück zu nehmen!" rief Herwart, an die Seite des Rechtsanwalts tretend.

„Bitte," erwiderte dieser einfach und hielt ihm das Testament hin, ohne es jedoch ganz aus der Hand zu geben.

„Belieben Sie Datum und Unterschriften zu prüfen, Herr von Luckna; es ist alles in untadelhafter Ordnung!"

Frau von Malten und Alma von Luckna weinten. Herwart wandte mit leicht zitternder Hand die Blätter des Testamentes.

„Belieben Sie vielleicht auch Einsicht in die andern Papiere zu nehmen?" fragte der Rechtsanwalt mit ruhiger Stimme. „Hier das Trazeugniß des Fräulein Dorothea von Sellwitz mit Herrn Friedrich Kalla, hier der Taufchein der jungen Erbin, — sie ist sechzehn Jahre alt,

— hier ist auch das amtliche Document über ihre Geburt als Tochter der oben genannten Eltern. Sie wurde in Philadelphia geboren, wo Herr Kalla damals wohnte."

„Es ist wohl keine Frage, wem wir all diese Papiere, sowie diese ganze Überraschung verdanken," zischte Herwart. Der Rechtsanwalt verneigte sich.

„Es ist mir eine besondere Genugthuung gewesen, in diesem Falle das Recht des Rechten vertreten zu können, um so mehr, als der Volksmund meinen Stand ja so gern mit dem Epitheton Rechtsverdreher belegt."

Er fuhr mit dem Zeigefinger über seine Nasenpitsche, eine Bewegung, die er zu machen pflegte, wenn er sich in allerbester Laune befand.

„Es dürfte sich doch fragen, ob dieses Testament, das offenbar durch starke Beeinflussung eines todkranken Mannes erzwungen wurde, unanfechtbar ist!"

„O, keine Sorge, Herr von Luckna, ein Testament, das ein so gewiegerter alter Rechtskennner wie ich als Zeuge mit unterschrieben hat, ist vollkommen unanfechtbar! Uebrigens würde auch ohne Testament die Erbschaft an die einzige leibliche Erbin des Verstorbenen fallen, und dieses ist im Grunde nur für die Legate wichtig."

Herwart biß sich auf die Lippen, es war in der That gar nichts zu machen.

„Herr von Luckna müssen Sie doch auch noch des Fräulein Dorothea von Sellwitz erinnern?" sagte der Rechtsanwalt im freundlichsten Conversations-Tone; „Sie waren ja schon ein ganz handliches Jungchen, als die Frau Mama hier in das Haus kam?"

Ja, freilich! Herwart erinnerte sich; war er doch damals ein zweizwanzigjähriger Mensch gewesen, auf den die Bezeichnung des Rechtsanwaltes durchaus nicht mehr paßte, und hatte er doch schon damals angefangen, das Leben recht gründlich zu genießen. Er erinnerte sich auch des Planes seiner Mutter, ihn einmal mit der sechzehnjährigen Stieftochter zu verbinden, und seiner Präluminarien zur Vermählung dieses Planes, sowie des maßlosen Zornes der stolzen Frau, als sie all ihre Berechnungen zu Schanden gemacht sah. Er wußte besser als jeder andere, weshalb so bald jede Nachricht von der entflohenen Tochter ausgeblieben und in der Familie das Gerücht verbreitet worden war, sie sei gestorben.

Er kannte die Entstehungsgeschichte dieses Gerüchtes; aber nachher war es so bequem gewesen, daran zu glauben, und von der Existenz einer Enkelin seines Adoptiv-Vaters hatte er nichts geahnt. Er hatte sich bald nach der Flucht Dorothea's mit einer jungen Dame verheirathet, die er für eine Erbin hielt, während sie glaubte, durch ihn in eine glänzende Lage zu kommen. War es nun die Enttäuschung über ihre verfehlten Hoffnungen, oder war es ein Protest der Natur gegen zu enge Corsets und gesundheitsschädliche Schönheitsmittel, kurz, sie starb nach wenigen Jahren und ließ zwei Kinder zurück. Herwart, der nicht wußte, was er mit den hülflosen Geschöpfen, die das Schicksal ihm aufgehalst hatte, anfangen sollte, übergab sie seiner Mutter und Schwester und fuhr fort, das Leben zu genießen, über die nie ausreichenden Zuflüsse seines Stiefvaters Wiße zu machen und seinen Credit auszunutzen, soweit es irgend möglich war.

Der Rechtsanwalt blinzelte ihn über seine Brillengläser hinüber an.

„Wenn Herr von Luckna gestatten, möchte ich jetzt die Lectüre beenden. Es handelt sich noch um Ernennung der Vormünder der Erbin, als welche der Herr Erblasser meine Wenigkeit und den Herrn Oberbergrath Malcolm vorgesehen hat, und um einige kleine Legate an den jungen Egmont Malcolm und an bedienstete Leute. Der Herr von Sellwitz, mein nun verewigter Freund, hat mit bewunderungswürdiger Klärheit an alles gedacht."

Er schob seine Brille zurecht und fuhr in seiner Vorlesung fort.

Sofi's Kopf war noch einmal vor dem Fenster sichtbar geworden. Jetzt gab sie ihren Beobachtungsplatz am Fenster auf; sie wußte genug! Sie hatte es sich so schön ausgemalt, wenn sie nun, als Erbin proclamiert, mit Entfaltung eines unerhörten Edelmuthes auf alles verzichten würde, um Gut und Geld den ‚rechten Erben‘, die Gottselig dann nennen müßte, zu übergeben. Nun war die rechte Erbin ohne all ihr Zuthun gefunden, und sie war überflüssig!

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, ihre Wangen glühten. Aber jetzt wollte sie auch nicht in Hellowa bleiben; was sollte sie hier, wo niemand nach ihr fragte, niemand sie brauchte?

Ziellos rannte sie in den Park, sie mochte jetzt keinen von diesen Menschen sehen. Sie stieß fast mit Egmont Malcolm zusammen, der ihr unvermuthet entgegenkam.

„Was ist denn geschehen, Fräulein Sofi, Sie weinen ja?"

„Ich? Fällt mir nicht ein, aber Sie, Herr Malcolm, gehen Sie nur schnell und holen Sie Sich das Bathengeld von dreitausend Mark bei dem Erbschaftsamt!"

„Fräulein Sofi! Ich bin kein Schmarotzer!"

„Nicht? Na, ich auch nicht!"

Damit lief sie weiter, und er ärgerte sich, daß er dasselbe Wort gebraucht, das Theo soeben ausgesprochen hatte, und zugleich fühlte er sich doch gehoben dadurch. Eine Viertelstunde später traf Theo mit seinem Vater zusammen.

„Sage mir um alles in der Welt, wo Du eigentlich steckst!" rief dieser ihm entgegen. „Wir haben hier inzwischen schöne Geschichten erfahren und gehen so gut wie leer aus."

„Du erlaubst wohl, daß ich den nächsten Zug zur Rückfahrt nach Berlin bemühe, Papa?"

„Mensch, verstehst Du denn nicht, was ich sage? Es ist eine Erbin da, eine Enkeltochter, die alles bekommt."

„Ich finde das ganz in der Ordnung; wie gesagt, ich möchte abreisen, Dein Wille war es ja nur, daß ich bei der Beisehung zugegen sein sollte."

Herwart machte eine ungeduldige Bewegung.

„Meinetwegen, fahre! Aber Du wirst begreifen, unter diesen Verhältnissen kann ich natürlich zunächst nicht mehr für Dich thun als bisher."

Ein müdes, bitteres Lächeln glitt über Theo's Gesicht. Er neigte zustimmend den Kopf.

„Natürlich," sagte er, „und — und ich darf wohl den Wagen bestellen?"

„Geh!"

Der junge Mann entfernte sich.

„Und dieser häßliche, apathische Bücherwurm ist mein Sohn!" murkte Herwart, ihm nachblickend. „Nun, ich habe nicht Zeit, mich jetzt darüber zu ärgern, jetzt gilt's — — —"

IV.

Die Oberbergräthin Malcolm saß am Fenster ihres Wohnzimmers und blickte, über ihren Strickstrumpf hinaus, auf den weiten Marktplatz der oberschlesischen Industriestadt hinab.

Es war aber weder der monumentale Brunnen, noch das eben so monumentale Rathaus, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, obgleich beides in Wahrheit auffallend genug wirkte, in der Umgebung von Lehmkütteln und schlechtem Pflaster, in der es sich befand.

Die Gedanken der Oberbergräthin waren mit anderen Dingen beschäftigt.

„Wenn sie nur deutsch kann," murmelte sie halblaut, „dann wird sich die Sache wohl einleiten lassen. Und es wäre ja ein Scandal, wenn die deutschen Eltern ihr Kind nur englisch oder französisch sprechen lassen würden und in der Schweiz aufwuchs!"

Eine Dienstmagd blickte zur Thüre herein.

„Soll ich die Suppe bringen?" fragte sie. „Der Herr Oberbergrath kommt gerade über den Ring gegangen, und der junge Herr ist auch schon aus der Schule."

„Natürlich, bring die Suppe! Und sprich nicht immer von der Schule! Der junge Herr macht Ofters sein Abiturienten-Examen, da spricht man nicht mehr von der Schule!"

Die Küchenfee verschwand eiligst, und die Oberbergräthin erhob sich mit einem tiefen Seufzer.

Es war hohe Zeit, daß diese ganze kleinliche Wirthschaft um sie her einmal aufhörte. Diese Dienstboten mit ihren schlechten Manieren, dieser Küchengeruch in allen Zimmern, sobald die Suppe brodelte! — Nein, die Oberbergräthin hatte es satt, sie war zu etwas Besserem bestimmt!

Wieder wurde die Thüre geöffnet, und Egmont Malcolm blickte in das Zimmer. Er hatte eine lange Cravate etwas genial umgängt, als wisse er, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit den Jugendbildern Lord Byrons besitze, und wollte diese noch mehr zur Geltung bringen. „Komm Mamachen," rief er, „ich bin tüchtig hungrig; wir haben uns aber auch heute besonders anstrengen müssen. Aber das ist wahr, ein famoser Kerl ist unser Professor Schmidt, — er weiß einen mit fort zu reißen!"

Er hätte offenbar gern noch mehr über diesen Punkt gesprochen, allein die Oberbergräthin sagte flugend: „Mein Gott, wie das Kraut wieder riecht; — ich bitte Dich, mach die Thüre zu!"

Fünf Minuten später saß die Familie um den Esstisch herum und verzehrte schweigend, wie es in diesem kleinen Kreise üblich war, die Suppe. Der Glanz, den Egmonts Augen bei der Heimkehr gehabt hatten, war inzwischen erloschen. Gleichgültig blickte er vor sich hin. Der Oberbergrath liebte das Reden im allgemeinen nicht. Bei Tisch hatte er aber ein besonderes Vor-

urtheil dagegen, denn, nachdem er den ganzen Vormittag angestrengt gearbeitet hatte, wollte er zu Mittag Ruhe haben.

Er sah daher nicht sehr erfreut zu seiner Frau auf, als diese, noch während er das Fleisch vorlegte, begann: „Hör' mal, August, ich muß etwas mit Dir besprechen.“

Sie machte eine kleine Pause, als erwartete sie eine Aufforderung weiter zu reden. Da diese aber ausblieb, begann sie von neuem: „Der Gedanke an Dein neues Mündel geht mir Tag und Nacht durch den Kopf! Dieses arme, liebe, junge Geschöpf kommt mutterseelenallein hier an, in ein wildfremdes Haus, unter wildfremde, übelwollende Menschen.“

„Woher weißt Du das?“

„Mein Gott, August, das liegt doch auf der Hand! Alle in Hellowa Anwesenden fühlen sich doch durch diese unerwartet auftretende Erbin verkürzt; man kann sich ja denken, mit was für Gefühlen sie ihr entgegenkommen!“

„Sie hat das gute Recht, die ganze Gesellschaft zum Tempel hinaus zu jagen, wenn sie ihr nicht paßt. Sei unbesorgt, alle ihre Rechte sollen ihr unverkürzt zu Theil werden!“

„Aber, August, ein Kind von sechzehn Jahren kann doch nicht allein in dem großen Schloß hausen! Sie bedarf doch vor allem einer mütterlichen Freundin und Veratherin; wer soll ihr das denn sein? Der erste Vormund, der Rechtsanwalt Brettner, ist Witwer; die anderen sind alle nicht uneigennützig der jungen Erbin gegenüber.“

Der Oberbergrath, der bisher sich nicht hatte fören lassen, vergaß plötzlich, die Gabel zum Munde zu führen. Er wußte auf einmal, worauf seine Frau losging, und der Ideengang, der sich ihm da eröffnete, zeigte ihm plötzlich so unerwartete Perspektiven, daß er wirklich einen Augenblick aus der Fassung kam.

„Was? Du, Hortense, Du wolltest?“

„Ich halte es tatsächlich als Frau ihres Vormunds für meine Pflicht, mich der Waise mit Rath und That anzunehmen.“

„Du willst nach Hellowa? Für ein paar Wochen, oder noch länger?“

Die Oberbergräthin hatte plötzlich in Anbetracht ihrer eigenen Opferfähigkeit die Thränen in den Augen.

„Ich habe an alles gedacht, lieber Mann. Hellowa ist in zwei Stunden von hier zu erreichen; ich werde jeden Sonnabend hierher kommen, um mit Pauline, die ja sonst ein ordentliches Mädchen ist, die Wochenrechnung und die Einkäufe, sowie den Rückenzettel für die kommende Woche zu machen.“

Der Oberbergrath hatte schweigend zugehört, jetzt schien sein Entschluß gefaßt.

„Das ist Unzinn und unausführbar, liebes Kind. Wenn Du aber wirklich eine Zeit lang nach Hellowa gehen willst, so ist mir's recht, nur nehme ich dann für diese Zeitdauer meine Schwester ins Haus.“

„August!“

„Es ist kein Grund, sich darüber zu entscheiden; meine Schwester ist eine brave, einfache, zuverlässige Person, die zwar, wie Du behauptest, nicht zu Dir paßt, und die ich daher aus Rücksicht für Dich wenig sehe, die aber durchaus geeignet ist, meinen Haushalt in Deiner Abwesenheit zu führen. Im übrigen, Du weißt, ich mache nicht viel Worte; entweder Du gehst nach Hellowa und meine Schwester kommt her, oder Du bleibst hier; punctum!“

„Mein Gott, es ließe sich doch noch ein Ausweg finden!“

„Nein! Und nun kein Wort mehr darüber! Ueberlege es Dir; bis morgen Mittag will ich Bescheid haben!“

Die Oberbergräthin wußte, daß es gegen ein solches Ultimatum keine Widerrede gab; da sie aber fand, daß ihr Gatte wieder einmal mit unerhörter Schröntheit ihre Gefühle verlegt habe, hielt sie es für angezeigt, das Essen mit Östentation unberührt vorübergehen zu lassen und, in fast regelmäßigen Zwischenräumen, eine Thräne zu trocknen oder wenigstens das Taschentuch an die Augen zu führen.

Egmont that indessen dem guten Appetit seiner neunzehn Jahre volle Genüge und verhielt sich wohlweislich schweigsam, bis sein Vater das Zimmer verlassen hatte. Raum war dies aber geblieben, so klagte die Oberbergräthin: „Ach, ich finde so wenig Verständniß bei Deinem Vater. Wenn ich Dich nicht hätte, mein Egmont —!“

„Ausrichtig gestanden, Mama, ich verstehe aber auch nicht recht, weshalb Du geweint hast; das, was Papa sagte, war doch richtig.“

„Aber die Art und Weise! Ach, das ist es, woran man sich nie gewöhnt, wenn man seine Jugend in einem wahrhaft feinen Familienkreise verlebt hat. Mein Vater, Dein Großvater, war ein Cavalier vom reinsten Wasser.“

„Doch sehr tüchtig kann er unmöglich gewesen sein, sonst hätte er das schöne Gut nicht verputzt.“

„Ach, Egmont, es ist niemals Cavaliers-Sode gewesen, scharf zu rednen, und die Zeiten waren zu schlecht.“

„Na, und sage 'mal, was hast Du eigentlich gegen die Tante?“ fragte Egmont, seine Mutter unterbrechend, denn er fürchtete das von ihr angekündigte Thema, bei dem er sich schon oft genug gelangweilt hatte.

„Ja, wie soll ich Dir das sagen? Siehst Du, Dein Vater ist ja eine Kapazität in allem, was organisatorische und praktische Thätigkeit betrifft, — wie wäre denn auch sonst der Herr von Sellwitz darauf verfallen, ihm die Vormundschaft über diese junge Millionärin zu übertragen! Aber — Dein Vater ist eben, was man so einen self made man nennt, und seine Geschwister stehen auf einer ganz anderen Stufe als wir. Diese Schwester ist ganz ungebildet, aller Sinn für das Höhere geht ihr ab!“

„Ach so, weiter nichts? Ich dachte, es wäre vielleicht irgend was Besonderes. Wenn sie etwas von der Küche versteht, so lasst sie nur ruhig kommen.“

„Aber jedes Familienleben wird dann aufhören, jede häusliche Ansprache —.“

„Ja, Mamachen, damit ist es leider doch nichts Nechtes!“

„Egmont! Wie kannst Du nur so etwas sagen! Doch das ist Vererbung, das hast Du von Deinem Vater! Begreifst Du denn nicht, wie schwer es für mich ist, mich den gegebenen Verhältnissen anzupassen? Wie ich mit aller Kraft danach strebe, mich und Dich, meinen einzigen Sohn, aus dieser Alltagsatmosphäre heraus zu heben, in der wir leben müssen? Was nutzen denn Deinem Vater all seine schönen Fähigkeiten, wenn er sie nur im Dienst anderer verwendet, während er selbst und seine Familie nichts davon haben?“

„Verzeih, wenn ich Dich wieder unterbreche! Vater hat doch ein recht schönes Einkommen, wir leben doch angenehm und sorgenfrei.“

„Sage lieber: wir vegetieren! Ach, mein armer Liebling, Du ahnst ja gar nichts von den Höhen des Lebens, von jenen Höhen, auf die nur goldene Stufen führen! Wenn es uns sozusagen gut geht, so haben wir nur eben, was wir brauchen; aber erst mit dem Überflüssigen fängt der wahre Genuss an. Ist es ein Genuss, in einem jämmerlichen kleinen Quartier inmitten einer räucherigen Fabrikstadt zu wohnen? Ist es ein Genuss, sein Mittagessen jeden Tag zu riechen, ehe man es auf den Tisch bekommt? Was sehen und wissen wir von den feineren Genüssen des Lebens? Was bietet uns die Kunst, was haben wir von den Schönheiten der Erde? Unser Sinn und Trachten verzehrt sich im Alltagskram. Das ist alles, was wir vom Leben haben.“

„Aber —,“ warf Egmont etwas kleinlaut ein. Er wußte jedoch seinen Einwurf nicht recht weiter zu begründen; in Wahrheit war ihm das Leben bisher durchaus nicht unangenehm erschienen, da das Lernen ihm leicht wurde und seine Mutter stets bereit war, seinem schnell erichöpfsten Taschengeld frische Zuschüsse zuzuführen.

„Aber ich hoffe für Deine Zukunft Besseres, mein Egmont,“ fuhr die Oberbergräthin fort. „Du siehst gut aus, hast eine entschieden distinguirte Erscheinung und bist klug. Mit diesen beiden Eigenschaften steht einem jungen Manne die ganze Welt offen, wenn er einen richtigen Blick für die Verhältnisse hat. Und den wird Du schon bekommen, und einstweilen wird Deine Mutter die Augen für Dich offen halten. Vertraue mir nur immer, mein Liebling, versprich mir das!“

„Aber gewiß, Mamachen, ich wüßte gar nicht, wie ich dazu kommen sollte, Dir nicht stets das Beste zu zutrauen!“

Sie seufzte tief, stand noch einen Augenblick unschlüssig neben ihm, als hätte sie gern mehr gesagt, folgte indessen dann dem Rufe des Dienstmädchen, das irgend eine häusliche Angelegenheit besprechen wollte.

Egmont zündete nachdenklich eine Cigarre an und setzte sich in den Schaukelstuhl ans Fenster.

„Sie meint es so gut,“ murmelte er, „sie ist eigentlich rührend. Aber ich verstehe sie manchmal nicht, und ich werde dann so leicht ungeduldig.“

Er sah zwischen den Wolken seiner Cigarre hindurch nach dem Wohnzimmer seiner Mutter hinüber, dessen Thüre offen stand.

Sein Blick flog über die beiden großen Oeldruckbilder, die da in prunkhaften Goldrahmen über dem rothen Plüschtaptha hingen, und neben denen einige getrocknete Schilfrohren und Bergdisteln seit langer Zeit den Staub aufgesogen hatten, der sie nun mit einem dicken, grauen Schleier bedeckte. Über den Consolen-Spiegel zwischen den Fenstern schlängelte ein rother Shawl, der ziemlich unmotiviert die eine Seite der

Glasfläche bedekte, und den Egmont früher auf den Schultern seiner Mutter geschenkt, und vor dem Fenster standen in einer zierlichen Jardinière künstliche Blumen, deren Farben die Sonne schon ausgebleicht hatte. Unwillkürlich flogen Egmonts Gedanken vergleichend zwischen dieser Einrichtung und dem Schloß von Hellowa hin und her.

Und zum ersten Male wurde es ihm klar, daß seine Mutter mit ihren Klagen recht hatte, und zugleich, daß er für sich eigentlich stets ein anderes Zukunfts-Ideal gehabt, als das: zu werden, was sein Vater war. Sein Elternhaus hatte ihm eben als Elternhaus ganz gut geschiessen, wie es gerade war, aber er für sich selbst träumte allerdings anderes. Nein, er träumte nicht, — Träumen war eine veraltete, nicht mehr zeitgemäße Einrichtung, allein er erwartete von der Zukunft Besseres, und dieses Bessere wollte er sich selbst erringen! Theo von Luckna hatte es ausgesprochen, ein Mann muß für sich selbst sorgen, und Egmont Malcolm mit seinen neunzehn Jahren fing doch nachgerade an, ein Mann zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Raddust verboten.

Die erste Alebtissin.

Novelle von C. Hirundo.

Anno D. 894.

Brahmonat.

Aber der blauen Fluth des Chiemsees zitterte die heiße Luft eines Junimittags. Im Westen erhoben sich hohe Gewitterwölfe, und der majestätische Gebirgszug von der Halsentrone der Alpenwand bis zum Wagnmann und Göll lag in Dunkelschleier gehüllt. Die kleine Insel, die seit kaum einem Jahrhundert ein christliches Kloster, einen grauen Holzbau barg, teilte die Stille der Mittagschwüle. Kein Vogel sang in den Weiden, die das Ufer einfaßten, kein leiser Windhauch bewegte das Laub, — wie Oel lag das Wasser um den flachen Strand.

Nur bei dem niederen, thurmlosen Klostergebäude, das durch Bäume vor den Stürmen geschützt lag, war reges Leben sichtbar. Geschäftig ließen dort die schwarzen Gestalten der Nonnen ab und zu. Zu dem groben höaren Gewande trugen sie ein baumartiges Tuch um den Kopf. Sie waren eifrig bemüht, die schwale Thüre und die rohe Balkenwand mit Blumengewinden zu schmücken. Eichenlaub von Herrenwörth und weiße wie gelbe Scerosen bildeten die einfachen Kränze.

Von Zeit zu Zeit lugte eine der Frauen, die hand fühlend über die Augen hältend, nach dem fernern, westlichen Ufer und schüttete dann, voll Besorgniß über die drohenden Gewitterwölfe, das erhöhte Haupt.

Auf der Höhe der kleinen Insel stand unter blühenden Linden das kleine christliche Kirchlein, das Herzog Tassilo nebst dem Kloster gegründet hatte.

Daher kam nun der Bischof von Salzburg, des Klosters oberster Herr, mit einem großen Gefolge von Geistlichen. Es mußte wohl ein Ereignis von höchster Wichtigkeit sein, das diesen hohen Herrn veranlaßt hatte, die Reise nach dem Eiland im Chiemsee zu unternehmen.

Als sich der glänzende Zug in feierlichem Schritte dem Strand näherte, entstand unter den Nonnen eine doppelt unruhige Bewegung. Alles eilte dem Ufer zu. „Gewiß kommt sie schon, nur noch vollendet noch das letzte! Seht, schon erscheint das große Schiff an der Landspitze der Herreninsel! Das wird sie bringen!“ So riefen die frommen Frauen lebhaft durch einander.

Auch aus den niederen grauen Fischerhütten, wo die groben Netze an Pfählen zum Trocknen hingen, famen die Leute vom östlichen Ufer neugierig herzulaufen. Die Männer waren meist nur mit Fellen bekleidet, die Frauen mit rauhem Wollgewebe.

Am westlichen Theile der Insel, bei den alten grauen Weiden versammelten sich bald, in hoher Erwartung, alle Bewohner der Insel, ehrfürchtig der Geistlichkeit Platz machend.

Ganz verborgen unter den tief herabhängenden Ästen eines sturmgeprüften Baumes saß auf dicht verschlingtem Wurzelgesicht, das der See unterspülte hatte, ein junges Mädchen. Stand der See hoch, so bedeckten seine Wellen den Fuß des Stammes, jetzt aber, — es war schon seit Wochen kein Regen gefallen, — war der Platz unter dem Baume ganz trocken, und die langen dichten Äste verhüllten wie ein grüner Schleier die jugendliche Gestalt. Sie hatte den vollen Arm um den grauen Stamm geschnürt, an dem ihr Haupt ruhte. Ein weiches Wollhemd und ein kurzer schwarzer Rock waren ihre ganze Kleidung. Ihre nackten Füße hatte sie in die durchsichtige Fluth gestreckt, und zuweilen spülte das Wasser hoch über ihre feinen Knöchel hinauf. Dann flog ein seltsames Rädchen über das schöne Angesicht, und sie schüttelte die langen rothen Locken, die ihr bis weit über die Hüften herabfielen, wie mit einem Wonnehauer von der Stirn zurück.

Das erwartete Schiff kam jetzt rasch auf der tiefblauen Seeplatte näher; es schien, als höbe es sich von dem finstern Hintergrund der Wellen in die Höhe. Es bestand aus einem großen Eichbaum, roh zubehauen, der von drei kräftigen Knechten gerudert wurde, während ein vierter, rückwärts stehend, das ungelenke Fahrzeug steuerte.

Als die Gestalten in dem Schiffe deutlicher erkennbar wurden, erhob sich ein Murmeln der Bewunderung in der harrenden Menge. Auch das Mädchen unter der Weide bog die Knie ein wenig aus einander und betrachtete die Kommenen. Ihr großes braunes Auge verschlang fast das farbenprächtige Bild, das sich ihm bot, und das junge, vorgebeugte Antlitz glich dabei einer Durstenden, der nach langem Schmachten süßer Trank gebeten wird.

Zwischen reichgekleideten Männern in Waffen und Rüstung

sah, etwas erhöht, eine Frau. Ein dunkelrothes Gewand, mit breiter Goldstickerei am Brustkoller und am Saum, bedeckte die edelgeformte Gestalt. Ein Goldgürtel, mit Edelsteinen besetzt, umschlang ihre Hüften und fiel vorn steif und gerade bis auf die Füße hinab.

Das Antlitz war blau; ein ernster, trauriger Zug lag um die feinen, leichtgeschwungenen Lippen. Die dunkeln Augen ruhten wie mit dämernder Frage auf dem kleinen grauen Eiland, dem das Schiff immer näher trieb. In dem schwarzen Lockenharen zeigte sich eine von vier Halbzirkeln geschlossene goldene Krone.

Es war des Frauenklosters erste Abtissin: Marlgräfin Irmengard, die von König Arnulf plötzlich hierher gejagt ward.

Mit begreiflicher Spannung sahen die Kloster-Angehörigen ihrem Kommen entgegen.

Volk, Nonnen und Geistliche waren vollständig von dem Anblick der hohen Frau gesessen. Es sahen, als habe sich die Stille des Sommermittags wie ein Bann jetzt auch auf die Menschen gelegt, selbst das Gestüsten des Staunens verstummte.

Im Schiffe selbst entstand nun Bewegung. Der schwere Einbaum war, ungefähr hundert Schritte vom Ufer, fest auf den Sand gesunken. Umsonst blieb alles Bemühen der Knechte, mit den starken Eichenrudern das Schiff auch nur ein wenig zu bewegen. Immer tiefer sank es mit seiner ansehnlichen Last in den weichen Seeboden. Frau Irmengard, die bisher den forschenden Blick nicht von dem Ziel ihrer Reise abgewendet hatte, wurde nun auch aufmerksam. Streng, fast hart rügte sie die Ungefährlichkeit der Klosterknechte, die sie führten.

Zu gleicher Zeit erhob sich ein gewaltiger Gewittersturm und peitschte den See in langen, schaumgekrönten Wellen gegen das Boot. Im Westen erschienen jetzt mehrere Schiffe, die das Gesetz der hohen Frau brachten. Aber auf ihre Hülle konnte nicht mehr gewartet werden, denn schon lagen die schweren Wollentümme an den Felszinnen der Kampenwand vorüber. Das Herrenwörth mit seinem Kloster verschwand in den drohend näher rückenden Regengüssen, und in das Rollen des Donners mischte sich das wilde Rauschen des Sees. Noch immer waren die Bemühungen der Knechte, den Einbaum frei zu machen, erfolglos. Wohl brachte man vom Kloster Bretter, um einen Steg zum Schiff zu legen, aber der Sturm riß sie wie schwache Zweige aus den Händen der Fischer.

Nicht imstande Hülle zu leisten, barg sich der Bischof von Salzburg mit seinen Geistlichen in den schützenden Hallen des Klosters.

"Alles Högern ist nutzlos!" wandte sich nun einer der Ritter in dem Schiff an Frau Irmengard. Es war ein Jüngling von schlankem Wuchs und ritterlichen Manieren. Das lange Blondhaar fiel aus der Eisenhaube bis tief auf das blaue Sammetwams. Jugendfrische und Reinheit lagen auf den rothen, blühenden Wangen, Muth und Kühnheit blitzten aus den blauen Augen.

"Es gibt nur ein Mittel, Frau Marlgräfin, Euch aus dieser Lage zu befreien, — gönnt mir die Ehre, Euch an das Ufer tragen zu dürfen!"

"Nein, Freund Guntram! Keines Mannes Arm wird dem Kloster seine Abtissin tragen. Lieber sollen mich diese wilden Fluthen verschlingen, die mir den Zutritt in mein neues Reich verwehren wollen!"

Fest und entschieden lautete diese Antwort, und ernst ruhte der Blick der hohen Frau auf dem unheimlich tobenden Wasser. Sie war aufgestanden. Die schlanke, zarte Gestalt mit den feinen Formen hob sich wunderschön von dem dunkeln Hintergrunde der Wogen ab.

Da zuckte der erste Blitz herab. Bei seinem grellen Lichte sah man, wie sich die Kleider der Weide theilten, und das Mädchen, das bisher dem vergeblichen Bemühen der Schiffsmärsche mit lebhaftem Blide gefolgt war, trat hochaufgerichtet in den stürmischen See.

Die rothen Locken flogen, vom Sturme gepeitscht, wie ein Feuermantel um sie her. Die große, ungemein kraftvolle Gestalt ging sicherer Schrittes durch die tobenden Wogen gerade auf das Schiff zu.

Staunend sah die hohe Frau, voll Bewunderung blickten die Männer auf das Beginnen des herrlichen Mädchens, dem sich das triefende Gewand fest um die Glieder legte.

"Wer ist das?" fragte die Abtissin lebhaft.

"Des Klosters und damit Eure Magd," antwortete das Mädchen mit heller Stimme, die das Brauen des Sturmes überdeckte. Sie stand jetzt, fast bis an die Hüften im Wasser, neben dem Schiffe.

"Bertha bin ich genannt," fuhr sie fort, "und bitte Euch, hohe Frau, lasst mich Euch durch die Wellen zum Ufer bringen. Meine Arme sind stark."

Mit leuchtendem Blide schaute sie auf die Angeredete und streckte ihr die gebräunten, kräftigen Arme entgegen.

Prüfend blickten die klugen Augen der zarten Frau auf die eigenartige Gestalt. Muth, Kraft und ein Drittes, das sie sich nicht ganz von einer Magd erklären konnte, fand sie in dem jugendlich blühenden Angeicht.

"Ich gewähre Deine Bitte, Bertha, Du wirst mich sicher tragen!" antwortete sie dann mit ruhigem Tone.

Sorgsam wollte nun Ritter Guntram den Mantel um Frau Irmengard breiten, aber Bertha wies ihn zurück.

"Das hemmt im Gehen!" sagte sie entschlossen, ohne den Jüngling auch nur mit dem Blick zu streifen, und hob die schlanke Frau leicht wie ein Kind auf ihre Arme.

Wie im Bann einer höheren Gewalt ließ Guntram den Mantel sinken, und seine Blide hingen staunend an der Gestalt des Mädchens.

"Greift nur in mein Haar und hält Euch warm darin ein, es ist ein besserer Mantel und schützt Euch vor Regen und Sturm," flüsterte Bertha nun und trug, hoch die Füße durch die rauschenden Wellen hebend, ruhig und sicher die schöne Last, unter Blitz und Donner, an das Ufer.

Eben prasselten die ersten schweren Regentropfen auf die grauen Klosterschindeln, als Bertha an den Strand trat.

Nachdem sie die hohe Frau sanft niedergelassen, sagte diese mit felsam weicher Stimme: "Du hast eine Kunst von mir zu erbitten, Bertha! Ich lasse Dir Zeit, daß Du das Richtige wählest. Deine Arme waren der erste warme Willkomm in dieser Eindöde der Wildnis, die mich so unglücklich empfing. Das werde ich nie vergessen! Lebe wohl, mein Kind, auf Wiedersehen!"

Bald darauf schlossen sich die Thüren hinter dem feierlichen Bilde, der die neu ernannte Abtissin in das Kloster geleitete.

Die letzten Fischer waren vor dem tobenden Unwetter rasch entflohen, leer schien die kleine Insel, ein Spielball für den Sturm.

Nur Bertha stand noch immer unbeweglich, den Blick auf die Thüre gerichtet, hinter der Frau Irmengard verschwunden war. Der Regen floß in Strömen, sie achtete diesen nicht.

Da flog eine Möve, mit schrillem Schrei, dicht über ihrem Haupte seewärts.

Sie wandte sich, und ein Jauchzen und Lachen zugleich, gewaltig und doch rührend, drang aus ihrer Brust.

"Ich komme, ich komme!" rief sie, mit weit ausgebreiteten Armen, in die wogende Fluth zurück, und bald hielten ihre starken Hände die hohen Wellen, und sie schwamm in den See hinaus.

Oben am Kloster, fern von den furchtlichen Feierlichkeiten, unter denen die neue Abtissin eingesperrt wurde, stand der junge Guntram und starre hinab auf die Wasseroberfläche.

Heumonat.

"Wie so anders ist es heute, als damals, da Du, Wilde, mich durch den tobenden See trugst, Bertha! Sieh nur, wie herrlich die Verge im Abendrot glühen, wie sich das stille Eiland, das mir in den kurzen Wochen nun schon so lieb geworden ist, in den dunklen Fluthen spiegelt, ähnlich einer reinen Seele in dem klaren Auge des Menschen! Einem Athemzuge der Liebe vergleichbar, legt sich die milde Seelust um die Wangen, und horch, wie sehnsuchtsvoll die Wellen an das Schiff schlagen, so mahndend wie ein Herzschlag!"

Frau Irmengard sprach langsam und sinnend. Sie hatte das reiche Gewand der Fürstin mit dem härenen Ordenskleid vertauscht und saß am Steuerende des Einbaums, der still auf der abendliehen Fluth trieb. Zu ihren Füßen sauste Bertha. In ihren rothen Locken lag der Abtissin keine Hand. Das braune Auge des Mädchens suchte wieder mit demselben durchsichtigen Blick das Angesicht Irmengards.

"Wie sagt Ihr? Sehnsuchtsvoll! Ja, Sehnen, dieses, unersättliche Sehnen liegt in den Wellen — und in mir! Darum zieht es mich so unwiderstehlich an. Das ist so stark, so groß wie die Macht des Wassers selbst!"

"Aber Bertha, mein Kind, Du hast es mir versprochen, Du darfst nicht mehr tollhün mit der Gefahr spielen. Die Fluth ist treulos!"

Da flog wundersames Lächeln um die Mundwinkel des Mädchens. "Treulos? Kann kein wider die Menschen, die sie beherrschen wollen; aber nicht gegen mich, — ihr Kind!"

Heumonat.

Groll hielt nicht stand vor dem seltsam begeisterten Angesicht des Mädchens.

"Seht, Frau Fürstin," begann dieses wieder, "Euch muß ich sagen, was ich noch niemand vertraut habe. Ihr seid anders als der Vater und all die frommen Frauen, die mich immer zu ihrem Gott zwingen wollen. Ich fühlte es gleich, als Ihr mit Blitz und Donner daherkäret, in Euren Augen liegt etwas von oben! Ich meine nicht von Eurer Himmelsmutter, nein, von der Sonne, vom Sturm, vom Sternenglanz. Ihr zwingt mich zu reden, und Ihr müßt mich verstehen!"

"Bertha, armes Kind, wie liegt Deine Seele noch im Trüben," flüsterte die Abtissin, aber gespannt erwartete sie, was nun kommen werde.

"Der einzige Mensch, der mich bisher verstand, ist tot. Das war der alte Thorsten, des Fischers Peter Vater."

"Also Dein Großvater," belehrte sie Frau Irmengard.

"Hört mich nur erst zu Ende! Er wurde wohl weit über hundert Jahre alt. Herr vom Norden herunter kam er einst als Jüngling mit dem Kriegszug eines großen Kaisers. In seiner rauhen Heimat lebte noch bei den Alten der geheimnisvolle Glaube an die Götter Walhalls. Wohl ward er Christ, aber in seinem Herzen konnte er die Sehnsucht nach Botan und Thor nicht bannen. Mir vertraute er die schöne, die herrliche Mähre von jenen Gewaltigen, und trog Taufe und Kirchgang flehte ich oft zu ihnen und — schüttelt nicht das edle Haupt, denn Euch muß ich sagen, was ich den Priestern verschwieg — sie hassen stets meiner Noth! Was mit Thorsten in einer geweihten Stunde erzählte über mein eigenes Dasein, — der wilde Jäger zog eben in rasendem Hezen über See und Insel — das bestärkte nur mein Vertrauen, denn . . . er, — sie zögerte, barg dann ihr Haupt fest in der Abtissin rauhes Gewand und fuhr leise fort: „er hat mich — gefunden. Ich bin keines Menschen Kind! Seht, dort am Klosterufer, auf den Wurzeln jener alten Weide, lag ich, in die Blätter einer Seerosa gewickelt, mit den langen Stielchen derselben verknüpft. Wie oft hat er es mir erzählt! Behutsam, ja scheu nahm er das Gesicht des Wassers in seine Arme. Er sagte, die Wellen hätten so warnend dabei gerauscht, als hätten sie ihm das Kind recht sorgsam anempfohlen, als hätten sie schwören wollen, es zu töten, sollte ihm ein Leid geschehen! Und wie hütete er mich! Wie lehrte er mich das Wasser lieben, ihm danken für alles Gute, das mir ward!"

"Der Heide!" murmelte Irmengard grossend. "Bethörtes Kind, wie unrecht ist Dir geschehen! Ein Märchen ward Dir angedichtet und das reine Licht des Christenthums dadurch getrübt. Das geht ernst, aber, so Gott will, lohnende Arbeit!" Und lieblos strich sie über das schöne Haupt des Mädchens.

"Ich bin noch nicht fertig, Frau Fürstin! Ihr, die Ihr mir erscheinet wie ein glänzender Stern in dunkler Winternacht, der so hell winnt, als sei er ein Gruss von den vertriebenen Göttern, Ihr sollt, Ihr müßt mir glauben! Die Kunst, die Ihr mir verheißen habt . . ."

"Schweig um Christi Wunden halber! Du weißt noch nicht, was ich zu geben habe! Du kennst der Güter höchste nicht, aber Du fannst es erringen! Denn unter dichtem Unkraut ruht in Deiner Seele das unbewußte Sehnen nach dem Höchsten! Du sollst das Glück erreichen, das ich selbst verlor, — aber deßhalb schweige! Schweige von der Kunst, die ich zu ertheilen habe, — bis ich Dich mähne!"

Begierig forschte Bertha's Blick in dem erregten Antlitz der Abtissin; der feine Mund zuckte, wie wenn gewaltiger Schmerz mit noch gewaltiger Liebe sirtte.

"O, könnt' ich doch durch Eure Augen hinab in Euer Leben schauen! Eure Worte sind wie das Rauschen Eurer Seele! Wohl Klingt es mir noch fremd und fern, aber ich werde es verstehen lernen, wie ich das Brausen des Sturmes, das Säuseln des Schilfes verstehe, und dann wird das geschehen, was mir der alte Mann im weichen Bart verhielt: „Es wird einst über Dich kommen wie das Blühen der Blumen, wenn das Eis geschmolzen ist; freiben und wachsen wird es in Dir, und Du wirst selig sein im Geben und Nehmen!“

Da lächelte Irmengard traurig.

"Die Seligkeit, mein Kind, die Dir Dein Großvater anfünden wollte, wird nicht durch mich über Dich kommen, denn das ist — die Liebe!"

Sie sprach die letzten Worte so leise, als sollte das Mädchen den Schmerz nicht bemerken, den sie in ihr wieden. Bertha aber hatte sie vernommen.

"Die Liebe?" fragte sie sinnend. "Die Liebe, die meine Gespielinnen hier auf der Insel so nennen, die kann es nicht sein. Sie macht die Weiber elend, nicht selig. Und die Liebe, von welcher der Vater spricht, die nur im Entzagen glücklich ist, die hat der alte Thorsten sicher nicht gemeint, denn sie war ihm verhäuft. Er liebte den Kampf, nicht die Ergebung!"

Die Abtissin hatte hinaus geschaut auf die Fluth, die Worte des Mädchens schlügen kaum an ihr Ohr. Sie kannte sie wohl, die Liebe, die der alte Heide geschildert, denn sie fehlt in alle edlen Frauenherzen ein, auf dem Throne wie in der Hütte der Armut, und auch Frau Irmengard war einst selig gewesen im Geben und Nehmen.

In tiefes Sinnen verloren, hatte sie ihre Hand von der Lockenfluth auf Bertha's Haupte herabgleiten lassen zu deren Naden. Da fühlten ihre Finger eine grobe Schnur.

"Was hast Du da?" fragte sie und zog ein verbliebenes Säcklein aus des Mädchens Busen.

Bertha's Augen leuchteten.



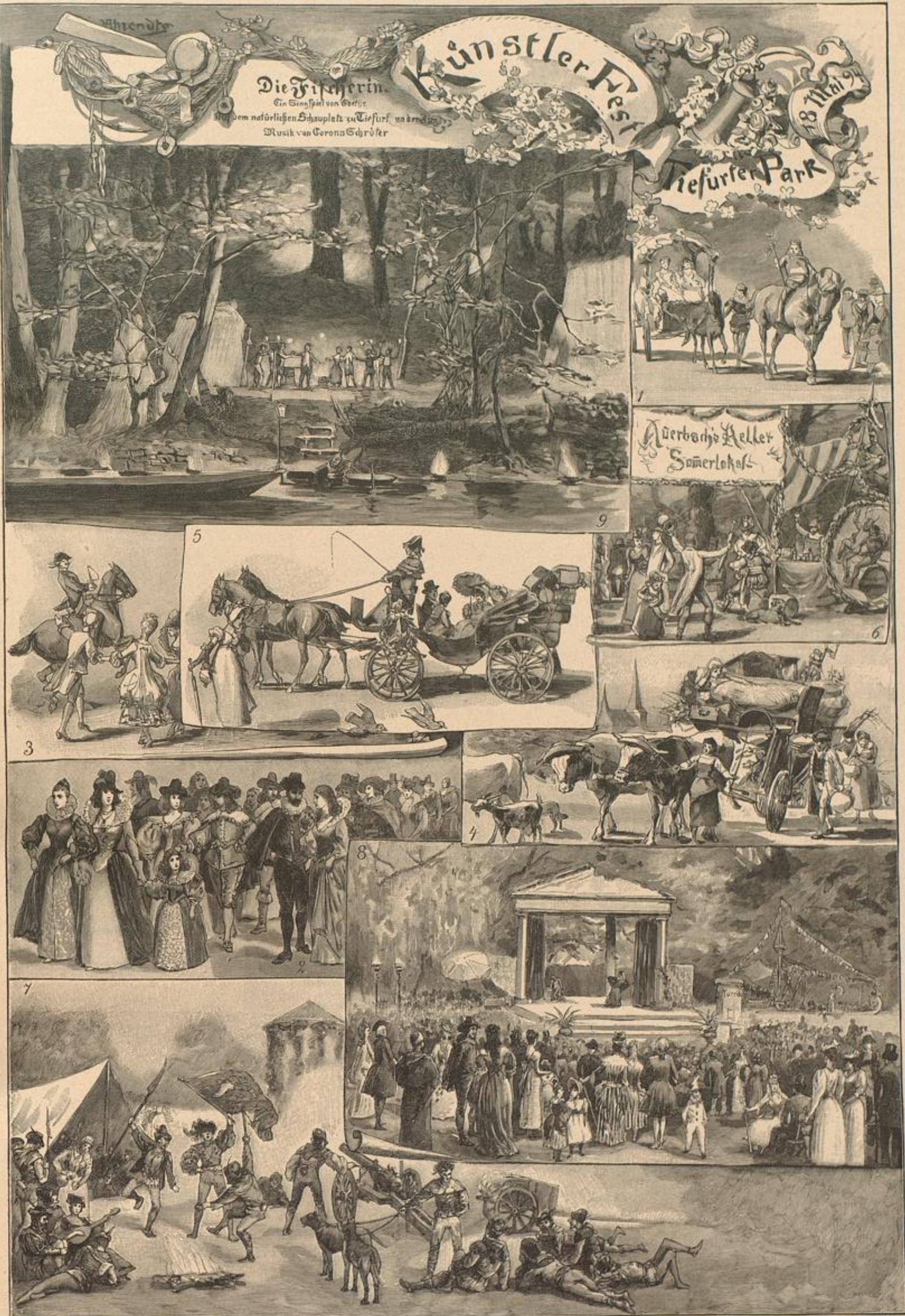
Darstellung der ersten Aufführung von Goethe's „Fischerin“. Nach einer älteren Lithographie.

Ein Künstlerfest in Tiefurt. — Siehe Seite 102.

Bertha, was sprichst Du da wieder für sündhafte Worte! Du bist des Fischers Peter Kind und nicht der Wellen Tochter," verwies mit strengem Tone die Abtissin; ihr Bild aber lag forschend auf dem plötzlich träumerisch gewordenen Mädchen.

"Horch, Frau Fürstin . . . wehet mir nicht! Mir seid Ihr Fürstin und nicht Abtissin! Die hohe Frau, die vom Throne kommt und die Völker beherrscht, wie es einst die großen Götter thaten, die haben diese Arme getragen, nicht die Klosterhirtin! So, gerade so habe ich es mir gedacht, und so muß es mir bleiben, — die Abtissin hätte ich nicht aus den Wellen geholt!"

"Bertha!" mahnte Frau Irmengard abermals. Doch ihr



Ein Künstlerfest in Tiefurt.
Nach einer Zeichnung von R. Ehrendorff. — Siehe Seite 102.

"Das ist das einzige Zeichen," sagte sie geheimnisvoll und feierlich, "das meine nicht menschliche Abstammung beweist! Kein Auge hat es je gesehen seit Thorsten's Tode. Streng befahl er mir die Geheimhaltung. Ihr aber, Ihr sollt es schauen, denn von Euch muss mir die Lösung kommen. Urtheilt selbst! Hat solch ein Kleinod ein armer Fischer?" Sie zog eine kleine goldene Scheibe aus der groben Umhüllung und wies sie triumphirend der Abtissin. "Runen sind es," fuhr sie begeistert fort, "Götter-Runen, sagte Thorsten, die hier auf Gold eingegraben sind. Und das lag auf meinem Herzen, als er mich sand!"

Mit dem größten Staunen betrachtete Irmengard immer und immer wieder das seltsame Schmuckstück. Es war alte fränkische Arbeit, ein Theil eines Halsschmuckes, eine Rierscheibe. Die Zeichen, die es trug, kannte Irmengard gut. Das waren keine Götter-Runen! Das waren das Bild und der Name eines merovingischen Königs! Ueberkommen von Geschlecht zu Geschlecht, bewahrten die Großen des Reiches noch derartigen Schmuck. Sie selbst hatte einst den stolzen Raden mit solcher Kette bekleben sollen, als Zeichen der Macht, und hatte es verloren! Aber wie kam dies Angebinde in die Hände des Fischerkindes?

Bertha zitterte vor Erregung. Nun musste es kommen, nun musste die Herrliche sagen: "Ja, Du bist ein Kind der Götter, Du stammst, wie ich selbst, von den höchsten Gewalten, wir sind eines Stammes!"

Ihre Brust flog, all ihre Sinne gingen in dieser Erwartung auf, sie sah und hörte nicht mehr, was um sie her vorging. Deßhalb bemerkte sie auch den Einbaum nicht, der sich auf der goldenen Fluth, in der sich die scheidende Sonne spiegelte, ihrem Schiffe näherte. Auch Irmengard war so in den Anblick des Schmuckes versunken, daß sie den Kahn erst sah, als er den ihren fast streifte. Sie blieb auf. Da stand der hohe Guntram dicht neben ihr, die Augen bewundernd auf Bertha's Angesicht geheftet.

"Euch schaut der Himmel!" sagte Irmengard eifrig. "Ihr könnt hier helfen, wenn Ihr zum Königshohe zurückkehrt."

"Hoffentlich entlädt Ihr mich noch nicht zu bald. Dies Eiland, aufgezogen aus dem Grund des Sees, wie eine weiße Rose schwimmend auf den Wellen, birgt außer Eures Klosters Heiligkeit noch eine unentdeckte Stätte des Heils, die ich mir erstreiten will!" sagte Guntram, und sein Blick ließ die hohe Frau nicht im Unklaren über den Sinn seiner Rede.

"Guntram habt Acht! Meine Hand schützt hier jede Seele, und meinem Auge blieb keine Heilssäfte verborgen. Ich allein aber trage das Licht in die dunkeln Hütten, vergeht das nicht!"

Diese Worte blieben für Bertha völlig unverständlich. Sie betrachtete Guntram mit demselben Blick, wie bisher die Abtissin. In des Jünglings Auge fand sie nun ein Etwas, das sie noch nie gesehen, auch nicht bei Irmengard. War das die Entscheidung ihres Loses? Lag sie denn in ihm? Wußte er, woher sie kam? War dies Glühen in ihren Adern das Ahnen der endlichen Lösung? Gebannt hing ihr Auge an dem Jüngling, und Guntram empfing mit Wonne diejenen scheulosen und doch so reinen Blick.

Irmengard betrachtete die beiden eine Weile stumm, dann flog ein Glanz über ihre Züge, wie von einer plötzlichen höheren Eingabe.

"Bertha, was ist Dir?" fragte nun Guntram leise, beugte sich zu ihr nieder und streichelte leicht das weiche Haar.

Da schnellte das Mädchen empor wie ein Fisch, den die Angel berührte. Hoch aufgerichtet, in ihrer ganzen Größe stand sie im Schiff, aber ihr Blick senkte sich rasch, und sie zog die dichten rothen Locken über den Naden.

"Seht, Guntram, dieses Schmuckstück — " begann die Abtissin und wollte ihm die Goldscheibe reichen. Aber sie konnte nicht vollenden.

"Nicht ihm, o Gott, nicht ihm!" rief Bertha entsezt, nahm Irmengard behend das Kleinod aus der Hand und sprang über Bord in die Fluth. Erschrocken wollte Guntram ihr nachhören.

"Laßt sie, mein junger Freund, sie schwimmt wie ein Schwam. Ihr heißes Blut braucht sanften Zwang! Seht, dort taucht sie aus den Wellen wieder auf, noch etliche Bewegungen der starken Arme, und sie ist am Ufer. — Ihr aber, Guntram, sollt mir helfen, den wilden Schwam zu zähmen. — Wie in der Sage grauen Tagen lebt das Kind dahin, nur Großes kann sie befreien aus dem Bann ihrer Träume. Das erste gute Zeichen geföhrt soeben an ihr: bei Eurer Berührung rief sie Gott zu Hilfe, nicht, wie bisher, ihre Heidengötter!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Künstlerfest in Tiefurt.

Von Johannes Wilda.

Illustrationen siehe Seite 100 und 101.

Erechte Lederin, ich stelle einige Ansprüche an Ihre Phantasie! Denken Sie Sich, Sie befinden Sich in Ilm-Athen, zur Zeit da die Goethe-Gesellschaft ihre Jahreszeitung abhält, deren etwas philologische Verhandlungen, obwohl dieses Mal ein lebensvollerer Hauch, gleich einem frisch sich erhebenden Seewind, weht. Sie weniger angezogen haben, als ein Fest, von dem fröhlichen Künstlervölkchen Weimars im Sinne Goethe's erdacht und auf den heutigen Tag, den 18. Mai dieses Jahres, zur Verherrlichung des Goethetages festgesetzt.

Glühend heiß brennt die Sonne auf das Steinplaster Alt-Weimars. Ein eigenhümliches Tuten und Bläjen, ein Rennen und Laufen der Leute lockt Sie in die Nähe der alten Künstlerlaube, wo Sie einen langen, farbenprächtigen Zug sich bewegen sehen. Hüben und drüben längs den Straßen ziehen sich lachende Menschenmauern hin.

Dazwischen die Theilnehmer des Zuges, langsam hinwandelnd und fahrend, mit würdigen oder lustigen Mienen die Grüße der witschen Freunde erwidern, je, wie es die Rolle mit sich bringt.

Voran reitet, gekrönt, himmelblau gekleidet, der blondlockige König Mai (Abbildung 1). Ihm folgt ein reizender Rosenwagen, den zwei Frauen, die eine liebreibend wie Titania, lenken. Landsknechte und aufrührerische Bauern

trotten daher, das choralartige Trupplied des Bundeschufs' absingend. Da gibt es meisterhafte Gruppen und prächtig gelungene Einzelfiguren zu bewundern. Die wilden, zum Theil mit Blut bedekten Gesichter, die zerrissene Gewandung, die rohe Bewaffnung mit Schwert, Lanze, Säule, Flegel und Morgenstern, die ganze Gebärung, alles ist von erstaunlicher Wahrheit. In das mächtige Horn stoßend, tritt hier einer auf elendem Schimmel forsch dahin, dort führt ein anderer zusammengefesselte, stark Doggen, dort kommt der Fourrage-Wagen, nebst allerlei Weibervolk, und dort wieder eine Feldschlange, deren mittelalterlichem Fahrten lustig ein anachronistischer Widder unter der Hutkremppe hervorblinkt. Weiter sehen Sie "Auerbach's Keller" auf dem Umzug ins Sommer-Vocal" begriffen, eine Rubensgruppe, anscheinliche Männer in olivenfarbenem Sammet und prächtige Frauen (2), hinter von Blumenreihen überspannten Leiterwagen schreitend; dann ebenso eine Gruppe holländischer Bäuerinnen in fleischtönen Flügelhaube, darunter eine echt niedländische rothblonde Schönheit; ferner gepuderte Rococo-Schäferinnen mit Basteastäben, geführt von dem berühmten Freiherrn von Münchhausen (3), der in außerordentlich kleidhamer grüner Uniform hoch zu Roth sitzt, ein Cavalier vom Kopf bis zum untersten Gamashen-Schnopf! — Nun sehen Sie einen schaurigen Quadralaber mit rother Perücke, der, unter einem gewaltigen Pilzschirm stehend, ein ebenso schauriges Wägelchen tutshirt; Sie sehen Hermann, der, auf mit Haussrath hochbeladenem Wagen, seine Dorothea (4) geleitet; Sie entdecken Bekannte aus Werther und Wilhelm Meister, nebst einer Reise-Kaleide (5) aus der guten alten Zeit. O, diese Reise-Kaleide! Auch abgesehen von Ihnen, der Bühne angehörigen, fröhlichen Passagieren, muß sie einen außerordentlichen Eindruck auf Sie machen mit ihren scharferlichen Spuren des Staubes und des unermüdlichen Schmuzes der alten Straßen, mit ihrer hinten ausgetürmten Ladung von Kesseln, Hutschachteln, Vogelbauern u. s. w. Und nun schreitet Napoleon I. trotz der tropischen Hitze in seinem berühmten grauen Mantel, wichtig einher, und damit ist die Empire-Gruppe eingeführt, die ebenfalls ihren geschmückten Leiterwagen mit sich führt. Das blonde, dunkelfärbige Mädchen, in Weiß und Violett, gefällt Ihnen jedenfalls besser, liebe Lederin, als jene große, mit den starken Zügen, die bestreift lächelnd den Kneifer auf der Nase zurechtrückt, wenn sie, wie so häufig, frischendem Jubel der Zuschauer begrüßt wird. Ihnen ahnt schon, daß diese Dame zu anderen Zeiten nicht Ihres Geschlechtes ist.

Wieder Wagen, Frauen- und Mädchengruppen aus der Großvaterzeit, bewaffnet mit seidenen Ridicules, oder hier und da auch, als Kindlein, eine große Puppe auf dem Arm schleppend. Welche Fülle von entzückenden Fräulein dieser alte Münzenstadt doch birgt! Schauen Sie einmal diese zarte Mädchengestalt in Roth, mit dem grünen Schultertuch! Und vielleicht ist sie noch nicht einmal die Schönste! Die langen Kleider stehlen so schmiegsam an den feinen Gliedern herunter, die Gesichter scheinen so zierlich aus den großen Greenanahütten hervor, daß einem die sonst gar nicht so leichte Vorstellung, daß man früher genau so sich verliebt hat wie in unseren Tagen, plötzlich ganz plausibel wird.

Den Schluß des langen Zuges, dem noch Wagen mit Mönchen, Negern und allerlei großen und kleinen tosunierten Leuten, sowie zwei thatkräftig blaßenden Musit-Corps in Uniformen aus der Wallenstein- und Friedericianischen Epoche sich einfügen, bildet eine Familie armer Leute mit ihrem Ziehwägelchen.

Durch die Stadt abwärts pilgert das bunte Gewimmel an dem Herzogsschlosse vorüber und aufwärts die Tiefurter Straße. Die Damen, die mit zierlich gehobenem Gewand im Staube gewandelt sind, schwingen sich auf die freilich nicht mit Sprungfedern versehenen Guirlanden-Leiterwagen, die stotter dahinrutschen beginnen, als auf der Höhe eine fühlte Konstantin-Allee und dann das Gehölz des Webicht erscheint. Eine Feldlichtung öffnet sich; aus dem Thale lugt das freundliche Dorf Tiefurt, und abwärts geht es wieder, an den staunend gelagerten Dorfbewohnern vorüber zum Ziele, in den von einer Ilmtrümmung im Hufeisenbogen umschlossenen wundervollen Tiefurter Park.

Giebe Lederin, jetzt erhebe ich noch stärkere Ansprüche an Ihre Einbildungskraft! Vergegenwärtigen Sie Sich das bunte Lagerleben auf grünem Plan, zwischen laufenden Baumwipzen und schattigen, prächtigen Baumwipzen. Als Umrahmung rechts die glitzernde Ilm, an bewaldeter Berglehne sich vorüberwindend, links Alleen mit weitem Ausblick über sanfte Rasenflächen und edle Baumgruppen. Tische und Bänke aus rohem Holz sind verstreut aufgespalten: Haupt's Gretchen hat ein kräftiges Herzenkleid eisblau, wo sie "Rephisto-Schnaps" und den Liqueur "Heinrich, mir graut vor Dir" verzapft; in Auerbach's umfriedetem Sommerstall (6) scheint der Maiwein unerschöpflich zu quellen. Andere Eredenzen befriedigen die lebhafte Nachfrage nach Bier, Kaffee und Kuchen, und, als dazu gehörig, tapser von den Geruchsnerven hingenommen, steigt der Rauch einer im Busch eingenisteten Brodelnden Bratwurst-Küche durch die Blätter. Rings lachende Augen, fröhlich glühende Wangen, scherzende Lippen, ein Durcheinander-Schimmern rother, blauer, gelber, lila, weißer und grüner Farben in allen Schattirungen. — Dort, wo die Banner wehen, steht unter prächtigem Zelte der prächtig gedekte Ehrentisch der Künstlerschaft, weiter fort, hinter den Büschen, das stets von harmloser Menge belagerte Karoussell, und wo anders wieder wirseln Lanzknechte auf der Trommel, und haben die wilden Burgen des Bundeschufs, mit Sad und Pack und den Hunden, vor niederer Hütte ihr lärmendes, malerisches Lager errichtet (7). Hier bracht auch zeitweilig die donnernde Karthäus, und die Damen schließen die Augen und halten sich lachend die Ohren zu.

Fanfarenlänge! Das Signal zur Vorstellung in dem Natur-Theater!

Ein im antiken Stil mit täuschendem Geschick hergestellter bemooster Architrav, den zwei Säulen tragen, und zu dem Stufen hinauf führen, bildet die den Vorhang tragende Front des erhöhten, oben offenen Theaters (8). Links ein Konzert-Flügel, auf dem unter einem Pilzschirm, nach Art derjenigen des Weimarer Marktes, später Bernhard Stavenhagen in Langniedzwams die Musit zur Vorstellung macht. Auf der leicht ansteigenden Rasenfläche des Zuschauerraumes hat das Publicum auf den Parkett-Spielen, den Reihen ungebohelter Bänke, Platz genommen. Davor steht die großherzogliche Loge in Form von einigen Rohstühlen, und in reizender Zwangslösung und patriarchalischer Freiheit hat um diese im Halbkreis,

bis an die Theaterstufen, ein edles Parterre sich gebildet. Kostümirt und unkostümirt lagern hier Damen und Herren, Mädchen und Knaben im grünen Gras. Es ist ein Bild, das für sich schon in seiner malerischen Ungewöhnlichkeit eines der fesselndsten Schauspiele des Tages bietet. — Dann erscheint, in ehrfürchtigem Herzlichkeit begrüßt, der Hof: der Großherzog, einfach und freundlich, ebenso das erb-großherzogliche Paar (die Frau Großherzogin war nach Holland gereist) und Prinz Bernhard. Der Großherzog unterhält sich leutselig mit dieser oder jener Person aus dem Publicum, hier mit einer Dame, dort mit einem vor Stolz erglühenden Weimar'schen Jungen; nirgends empfindet man eine steife Etiquette, nirgends eine angstige polizeiliche Absperrung. — Das vorgeführte Stück "Cavalleria Berolina" oder "Berliner Brauer-Ehre", eine nicht wölfte, aber äußerst derbe Parodie der "Cavalleria Rusticana" wird vom Publicum höchst amüsiert aufgenommen. Fach-Schauspieler und Dilettanten ernten reichen Beifall, am meisten Ferdinand Schmittlein, die als Santuzza das große Gebahren der Due vorzüglich persifliert.

Auch die iontigen Vorführungen halten sich in der Grenze des Burlesken; die jubelndste Heiterkeit erregen mehrere Amerikaner als Negerjänger.

Zwischen diesen theatralischen Genüssen liegt eine längere Pause, die der Hof benutzt, um eine buntbewimpelte, etwas farbenbrüderliche Galeere auf der Ilm (8) zu besteigen, an deren hohem, von einem Segel überdecktem Bord die schönen Holländerinnen führen Seet perlen lassen. Das Publicum aber verstreut sich wieder über den Festplatz, und manche zarte Schäferin oder Empire-Dame schmaust wohlgemüth aus der Hand eine zwischen Semmelhälfte eingeklemmte Thüringer Bratwurst von nicht geringer Dimension.

Schauen Sie Sich noch einmal auf dem Festplatz um! Die Sonne sinkt, feurig fällt der Purpurschein durch die Reize der Kastanien, Platanen, Rüster und Akazien; die stark duftenden Fledertrauben scheinen zu glühen, grün-goldig schimmern Blattwerk und weiche Rosenpläne. Die Musit-Corps spielen, die wegelaufenden Bauernkrieger sind immer lärmend in Bewegung. Jetzt läuft sie sich im Knallen mit den langen Rüdenpettichen, wie weiland der junge Karl August und der junge Goethe auf dem Markte zu Weimar, dann überfallen sie bettelnd Cavaliere, ja selbst an den Großherzog kommen sie schwertschwingend herangestürzt. Dort wird Herr von Münchhausen von ihnen umringt. Der stattliche Cavalier im grünen Roth geht auf die Situation mit vollendetem Vornehmheit ein. In solt lächelnder Berachtung schaut er auf die ihn drohend umzingelnde Horde und befreit sich dann durch ein nachlässiges hingeworfenes Lösegeld. — So wechselt die Bilder, bis es unter den Bäumen dunkler und dunkler wird und die flammenden Holzhäuschen vor dem Bundeschuh-Lager heller strahlen. Über den stolzen, ernsten Tannen, die man kaum irgendwo schöner finden kann als im Thüringer Lande, steigt der Mond empor. Dem Sommertage folgt eine Sommernacht. Aber fort von den bunten Lampions drängt die Menge nun in den Park und vertheilt sich in schwarzen Gedränge längs der Ilm, auf Weg und Böschung, im Busch und auf Bäumen, oder auf herbeigeleckten Stühlen stehend. Die Beleuchtung ist sehr schwach; nur einzelne Flammen flackern drüber an der Berglehne und lassen einige kegelförmige Strohhütten hinter den Erlen erkennen. Sie aber, geschätzte Lederin, werden Sich die Scenerie bereits bei Tage angeschaut haben, und so werden Sie wissen, daß an dieser Flußkrümmung Goethe's Singspiel "Die Fischerin" aufgeführt werden soll. Sie haben die malerischen Fischerhütten betrachtet, den steinernen Ziegelberg mit Töpfen, die Neuen und Neue und den schaukenden Kahn. Alles genau so, wie bei der ersten Aufführung an einem Juli-Abend des Jahres 1782.

Die Musit zu diesem "Wald- und Wasser-Dram", wie Goethe es nannte, ward von Corona Schröter, der so vielseitig begabten, schönen Schauspielerin komponirt; sie selbst hatte die Rolle der Fischerin übernommen. — Hier folge der Theaterzettel:

Die Fischerin.

Ein Singspiel von Goethe.

Auf dem natürlichen Schauspielplatz zu Tiefurt an der Ilm vorgestellt.

Musit von Corona Schröter.

Erste Aufführung am 22. Juli 1782.

Wiederholung am 18. September 1782.

Personen:

Dorchen	Corona Schröter.
Ihr Vater	Ober-Confessor-Schreiber-Seidel.
Mitas, ihr Dienstmagd	Hofjägermeister Albrecht.
Nachbar	

Nen aufgeführt zum Fest des Kästnerwahl

am 18. Mai 1894.

Personen:

Dorchen	Maria Karle.
Ihr Vater	Rudolf von Möde.
Mitas, ihr Dienstmagd	Leontine von Springer.
Nachbar	

Nach einer hübschen, nach einem Aquarell gemachten Lithographie (siehe die Abbildung Seite 100) ist der alte Schauspielplatz ein von dem heutigen etwas abweichender gewesen. Man sieht die Ilm im Hintergrunde, davor die agirende Corona Schröter. Uebrigens standen damals viele Leute auf

einer über das Wasser geschlagenen Brücke, die zusammenbrach, worauf Männlein wie Weiblein ein kühles Wellenbad nahmen, ohne sich sonst wesentlich Schaden zu thun und die frohe Laune zu verlieren. Die heutigen Zuschauer haben die Flußtrümmung im Vorbergrunde; dieser Platz ist aber vom Großherzog als der dem alten am meisten entsprechend gewählt worden. Dem Großherzog und dem Grafen Görz gebührt überhaupt herzlicher Dank wegen des Zustandekommens der Neu-Aufführung, die trefflich von dem Ober-Regisseur Brod inszenirt und ebenso trefflich von Mitgliedern der Weimar'schen Oper gegeben wurde.

Bergegenwärtigen Sie Sich nun, geneigte Leserin, Sie ständen zwischen der erwartungsvoll gedrängten Menge unter den Überbüschchen. Jenseits ist alles still. Nichts hört man als das Murmeln und Plätschern der Alm. Da erkönnt ja sonst das verstekte Orchester und dann, aus dem Dunkel heraus, die einführende Ballade vom „Erlkönig“, gesungen von Dörchen, der austretenden Fischerin. Die veralteute Musik ist an sich ganz anspruchslos und wenig aufregend, im geschlossenen Raum würde sie wohl kaum wirken; hier aber greift sie ans Herz und verstärkt den poetischen Zauber, der uns widerstandlos gefangen nimmt. Ebenso harmlos ist die Handlung. Dörchen beklagt sich über Vater und Bräutigam, die so lange in der Schenke saßen, wenig heimbrachten und zum Essen sich verspäteten. Aus Ärger will sie den Männern einen Streich spielen und so thun, als ob sie in den Fluß gestürzt sei. Der „lose“ Streich gelingt vollkommen. Nachdem die beiden im Nachen nahenden Fischer gehungen und sich ein wenig unterhalten haben, vermögen sie das liebe Mädchen, — sein Zweifel, ihr Liebling ist verunglückt! Nun Lärm und Hölferufe, fackeltragende Nachbarn, — Feuer flammen auf, erst wenige, dann immer mehr! Von der Höhe ziehen sie sich herunter, über einander leuchten sie auf an der Waldlehne des Hintergrundes und unten am Fluß, wo sie sich zingelnd in der dunklen Fluth spiegeln. Rothe Fluth umslüthet das ganze Bild und bestrahlt die bewegte Fischer- und Volks-Szene, Stämme, Raub und Gewässer; dazwischen tief schwarze Schatten und ringsum geheimnisvolle Nacht! Ein entzückender Anblick, die Hauptwirkung des Stückes, damals wie heute! Nun wird es dem Mädchen angst; es tritt hervor, bekennt seine Sünde und bittet um Verzeihung. Diese wird unter der Bedingung gewährt, daß „morgen“ die Hochzeit sein soll. Das Ende bildet ein Hochzeitstisch, wie die meisten Gesangs-Einlagen Herder'schen Volkslieder-Uebersetzungen entnommen, mit Goethe'schen Schluszeilen, und eine noch einmal sich ergiebende Rothfeuer-Beleuchtung.

Nachdem die befriedigten Lauschermassen sich längst wieder zu den Stätten der übrigen Freuden verlaufen haben, verweilen wir noch unter dem hängenden Ufergezweige und schauen hinüber, wo die Fackelfeuer allmälig verglühen, während der klare Mond ein zitterndes Silberlicht hier und da auf das Wasser streut. In der Ferne ein von Musik überfülltes Mauschen von fröhlichen Menschenmassen, und hier nur das heimliche Blaudern der Welle, das träumende Fortleben in einer vergangenen Zeit. —

Dann aber wieder hinein in die Gegenwart!

Alle Lebensmittel scheinen schon verzehrt zu sein; nur das Getränk hält noch vor. Aber nicht die Leute an den Tischen, nicht die Seet-Zecher auf der Alm-Galeere, nicht die, denen die Tombola eine verehrungsweise, künstlerische Gabe beschert hat, sind jetzt die glücklichsten, sondern das sind die, die sich auf weitem Raffen im Tanz drehen!

Doch da wir von allem Stehen und Schauen schon müde geworden sind, wollen wir lieber nach Weimar zurückkehren.

Die Fahrt ist herrlich! An den Seiten der Waldwege wandern heimkehrende Familien mit und ohne Festfotstüm, schwer müde oder noch lustig singend. Über Thäler weg schauen wir von der Höhe auf die mondbeglänzte Landschaft bis zu fernem waldigen Berggauen; dann geht's abwärts, und wir rollen über holperiges Pflaster in wärmeres, aber dumpfere Luft hinein.

Nicht wahr, es war ein herrliches Fest, dies Künstlerfest in Tiefurt? Der Geist einer großen Epoche hat uns umwoht; wir sahen, wie hier der Fürst noch immer mit dem Sänger geht, wir haben die trauliche, hausbaden-altväterische, lieblich von der Natur geschmückte Stadt in unser Herz geschlossen! Also auf Wiedersehen ein ander Mal, liebe Leserin, auf Wiedersehen in Alt-Weimar und Tiefurt!

Nachdruck verboten.

Die Johannisnacht.

Eine finnische Sage.

Von Gräfin E. zu Castell.

Ste es auch nicht zu bestreiten, daß der Süden eine ganz andere Fülle üppiger Naturschönheiten zu bieten hat als der weit ärmere Norden, so besitzt doch auch dieser manche Reize, von denen die Bewohner des Südens keinen Begriff haben können. Hierzu rechne ich ganz besonders die langen, klaren Sommerstage und die ihnen folgenden kurzen, zauberhaft schönen Nächte. Es ist kaum möglich, den zarten Reiz, der diese durchsichtig hellen Nächte erfüllt, in Worte zu fassen, man muß sie durchleben, um es ganz zu verstehen. Wirklich dunkel wird es während der ganzen Nacht nicht. Es schwelt förmlich in der Luft eine Klarheit, von der man nicht weiß, woher sie kommt. Es ist, als wenn sich der milden, duftestfüllten Sommerluft noch ein anderes, geheimnisvolles Element zugejellt habe, das sie mit einer leichten, reinen Unigkeit auf Feld und Flur, Stadt und Land, auf den stillen Wäldern und den leise bewegten Gewässern ruhen läßt, dieses alles einhüllend in einen Hauch von Poesie, der jede Seele milder stimmt, in jede Brust aufnehmendeonne strömt. Von solch einer Nacht kann man sich kaum trennen und empfände es fast wie einen Raub an sich selbst, wenn man die Augen zum Schlafe schließen wollte, ehe die ersten Strahlen der Sonne den Zauber der Nacht gebrochen haben, um mit ihrem hellen Lichte die Welt einer oft recht seelenlosen Alltäglichkeit wieder zu geben.

Selbst das Silberlicht des Mondes stört die zarte Harmonie dieser Nächte; sein Licht ist zu hell, die Schlaglichter

sind zu tief. Das milde, schattenlose Licht der Sterne gesellt sich besser dazu.

Wunderbar ist es zu beobachten, wie am Abend, wenn die Sonne nach ihrer langen Wanderung im Westen gesunken ist, das Abendrot noch bis gegen Mitternacht am Himmel steht, und wenn es anfängt zu erbllassen, der Horizont sich im Osten lichtet und die leise aufsteigende Morgenröthe die baldige Wiederkehr des Tagesgestirns verhüttet. — In seiner Nacht ist dies so wahrnehmbar, als in der allerkürzesten des Jahres, in der Johannisnacht. Da geschieht es häufig, daß der Himmel im Osten wie im Westen von gleich warmer Fluth umsäumt ist und im Zenith die zartesten Farben des Morgens und Abendroths zusammensmelzen, sodß der mittlere Theil des Himmels von einem unendlich zarten rosigen Zeidache überspannt erscheint, während der Norden und Süden, in dunstiges Blau getaucht, gleichsam zurücktreten.

Diese Erscheinung hat den finnischen Volksdichtern die Veranlassung zu einer Sage gegeben, die es an Weiblichkeit mit den schönsten Sagen der alten Griechen aufnehmen kann und die dabei eine Raivität besitzt, wie sie nur die nordische Mythe uns bietet. Man erzählt sich im Volke also:

Morgenroth und Abendroth sind Bruder und Schwester, die einst, in geistwandlerischer Liebe vereint, unzertrennlich zusammen lebten. Sie hatten die Aufgabe, vor ihrer Mutter, der Sonne, einherzugehen, am Morgen ihr Nahen der Erde zu verkünden und ihr die Bahn für ihren Tageslauf frei zu machen, indem sie den Mond und alle Sterne befreiten ließen.

Nun geschah es aber einst, daß diese beiden, ganz von ihrer gegenseitigen Liebe hingenommen, ihres Amtes zu walten vergaßen und am Himmel dahinzogen, als hätten sie nichts anderes zu thun, als einander in die Augen zu schauen. Die Liebe strahlte dabei mit einer so übermächtigen Weiblichkeit aus ihnen hervor, daß auch der Mond und die Sterne darüber vergaßen, in heiliger Ehrfurcht der Sonne Platz zu machen; sie standen da, gefesselt vom Anblick dieses Liebretzes. Ja, die Menschen und die ganze Natur jauchten ihnen zu und huldigten ihnen mit solchen Entzücken, daß das Hervortreten der Königin in ihrem goldenen Lichte völlig unbeachtet blieb.

Lebte diese unerhörte Vernachlässigung und über die mähliche Freiheit ihrer Unterthanen, Huldigungen, die nur ihr gebührten, ihren pflichtvergessenen Kindern darzubringen, ergrimme die Sonne. Sofort überzog sie den Himmel mit schweren Wolken, strafte die Erde mit Regen, Donner und Blitz und schaffte Ordnung am Himmelsgewölbe, und zwar eine solche Ordnung, daß nie wieder eine derartige Saumseligkeit unter der Schar der Gestirne vorgekommen ist.

Als endlich nach vielen Tagen die Wollendete hinweggezogen war, der Himmel wieder klar auf die Erde hinabstiehe, da gewahrten die Menschen mit Betrübnis, daß das liebliche Geschwisterpaar nicht mehr befreit waren. Dieses ist auch stets getrennt geblieben, denn die erzürnte Mutter hatte versagt, daß fortan Morgenroth allein ihr vorangehen und Abendroth ihr folgen müsse. So steht sie streng, unerbittlich, ewig zwischen ihnen und verhindert es, daß sie sich je wieder zu lange und zu tief in die Augen schauen können. Nicht einmal einen flüchtigen Blick auszutauschen, vergibt sie ihnen, denn jeden Tag in der Frühe, ehe Morgenroth ihr Lager verlassen hat, sendet sie den Morgenstern aus, Umschau zu halten, ob Abendroth am Horizont hinabgestiegen sei, und ihn hinweg zu treiben, wenn er vielleicht zu lange gezögert haben sollte.

Nur im Sommer, wenn die Tage so lang werden, daß die Sonne selbst müde wird von dem langen Lauf, den sie zu machen hat, und daher an Nachhaltigkeit nachlässt, gestalten sich die Dinge besser für die Geschwister. Dann erreicht Morgenroth es bisweilen, durch bitten und gute Worte den Morgenstern aufzuhalten, bis sie ihre Reisengewänder angelegt hat. Eilend tritt sie mit ihm zugleich aus dem Himmelsthore und hat die Freude, mit dem Bruder einen Blick zu tauschen, ehe er hinabsteigt in die Tiefe. In der Johannisnacht aber gelingt es den Geschwistern, den Morgenstern also zu besiegen, daß er Morgenroth eine volle Stunde früher hinausläuft und selbst nicht eher erscheint, als bis die Sonne ihre Schlagsammer verlassen hat und sich zur Tagesfahrt anschickt, worauf es für Abendroth die höchste Zeit ist, eilig zu verschwinden. Dann begegnen sich die Geschwister mit Freuden, reichen einander die Hände und genießen die kurzen Augenblicke reinsten Glücks. Und diese eine Stunde des Wiedersehens gibt ihnen die Kraft, das ganze Jahr hindurch in freudiger Pflichterfüllung auszuhalten, also daß Morgenroth die Erde täglich mit einem Lächeln begrüßt, obgleich hernach die Thränen, die ihr der Schmerz, den Bruder nicht zu finden, entloht, reichlich hinerdenhauen; und auch Abendroth vermag der Erde einen Abschiedsgruß zuzulächeln, trocken ihm das Herz schier brechen will vor Kummer, gehen zu müssen, ehe die Schwester kommt.

Nachdruck verboten.

Kein Traum.

Novelle von Robert Hedin.

Sa, es war gut so! — Nun durfte es keine herz-erschütternde Hoffnung mehr geben, kein Schwanken zwischen Dual und Seligkeit. . . . nun durfte sie nicht mehr auf die trügerische Stimme in ihrem Innern hören, die so entschuldigend die große Thorheit nicht verurtheile, sondern philosophisch vom Rechte des Individuums sprach, wenn auch die Lippen melancholisch entzagend dazu lächelten. — Es war gut so. — Was auch war in ihr und an ihr? . . . Ein Leben, dessen größere Hälften die Last des Entbehrens gefallen hatte, ein Paar Hände, tausend vom Anfang irischer Mühsal, Füße, die nicht fragen durften, ob der Weg steinig war, den sie in Pflichterfüllung zu gehen hatten, eine Jugend, mehr als halb vergangen, und ein Herz, — ach ja, wenn er nach dem Herzen gefragt hätte!

Zu ihr war er immer gut gewesen . . . seit den Kindertagen und später, wo sich das Verhältniß zwischen den Kleidungsstücken zu verschließen anfing; wo das Mädchen den Knaben gönnerhaft umsorgte, bis nach und noch wieder der Wandel eintrat und er ein krautfoller Mann geworden, groß und schlank, seelengut und warmherzig, auf dessen Erfolge sie stolz war, und wo auf ihren Wangen die Farben der Jugend langsam zu verbleichen anfingen. Er ließ sie immer mehrtheil haben an allem, was er erlebte; er hatte kein Interesse ohne sie,

während ihr eigenes Empfinden sich immer feindseliger in ihrer Brust verschloß, immer fester, je deutlicher sie fühlte, wie der Jugendgenosse ihr alles geworden, und wie eng verwoben ihr ganzes Sein mit ihm war. In ihrem Leben zeigte sich keine Stunde, die nicht ein Gedanke an ihn geweckt hatte, keine That, zu der nicht er den Impuls gegeben. War er fern, so flog das geschriebene Wort als enges Bindemittel eifrig zwischen ihr und ihm hin und her, und ihre Augen forschten voll Angst und Seligkeit in den Zeilen, ob sein ungewohnter Ton sich hindurchdränge, und mit bebendem Herzen hatte sie jüngst gefunden, daß seine Worte wärmer und wärmer slangen.

Gestern noch, gestern hatte ihr thürchter Mund die Stelle in seinem Briefe gefügt, die lautet hatte: „Bald bin ich bei Dir und auf dem Höhepunkt des Lebens.“ . . . Wie trügerisch war ihre Beobachtung gewesen, — wohl war sein Herz zur Wärme erwacht, aber nicht durch sie, nicht für sie!

Marie ließ die Hand sinken, die einen andern Brief, ein Freundschaftsschreiben aus der Stadt, wo Gerhardt weilte, hielt, — ein Schreiben, das die Nachricht brachte, die Mariens ganzes Sein zerstört hatte.

Die plauderfüchtige Freundin liebte es, alle Ereignisse auf zehn Meilen in der Stunde als erste zu berichten, und erzählte: „Eine überraschende Verlobung hat sich in aller Stille fertig gemacht, umso vielunworbene Mirza Alinborn ist Braut! Gestern sah man sie glückstrahlend neben ihrer Mutter in der Theater-Lodge, das annoncirende Bouquet vor sich auf der Brüstung und hinter ihr, allgemein beseitet, den jungen Gerhardt, dessen räches Avancement gerade von sich reden gemacht hat. Du kannst Dir denken, wie die Leute schauten! Mirza sah aber auch entzückend aus, der Reiz ihrer siebzehn Jahre und die Rosenpracht machten sie wirklich bezaubernd. — Der Bräutigam dringt auf schnelle Heirath, da er die Stadt verlassen muß.“

Ein Schrei der Verzweiflung war Mariens Lippen ent-schlüpft. . . . Gerhardt verlobt, und ohne ihr ein Wort davon zu sagen!

Wohl war in seinen Briefen Mirza's Name oft aufgetaucht, doch nie in einer Weise, die diese Deutung erfordert hätte. Ja, nun war er wirklich auf dem Höhepunkt des Lebens' angelangt, aber ihr Weg neigte dem lichtlosen Dunkel zu!

Von der Sucht getrieben, sich selbst strafend noch weiter zu thun, wankte sie vor den Spiegelstisch, auf dessen kleine Marmorplatte sie die Hände fest aufstützen mußte, um nicht zu sinken; dann betrachtete sie sich lange, lange. Siebzehn Jahre und Rosenpracht, — wohl, die waren vorüber! Ein blaßes, seines Gesichts mit stillen, grauen Augen und einem sanften Munde, das war alles, was ihr geblieben; über die Stirn hin ließen schwache Linien, unauffällig noch, aber unverwischbar, und das schwere Haar, dessen Lässt den kleinen Kopf so vornehm zurückbog, schien ihr früher viel glänzender gewesen zu sein. Müde und bleich! Gerhardt befand sich im Recht: wer wählt wohl den schmucklosen Zweig, wenn er die frische, krautfüllende Blüthe haben kann?

Was aber sollte sie nun? Ihrem Leben war jeglicher Inhalt genommen! Und doch schalt sie sich eine erbärmliche Egoistin. Konnte sie sich nicht reich dünnen mit den Schägen der Vergangenheit, in der sie alles zu besiegen glaubte: Ruhe, Frieden und Vertrauen! Wie bald würde er ihr wohl es sagen, in seiner brüderlichen Freundschaft sicher glaubend, daß seine Freude die ihre sei! Vor ihm wollte sie tapfer bleiben, nicht zeigen, daß er sie verwöhnt habe in den seien Blüthen an die Unwandelbarkeit ihrer Beziehungen; nie hatte sich ihr der Gedanke an die Möglichkeit eines Wechsels aufgedrängt. Thörin, Thörin, die sie war, eingelust in die süße Gewohnheit, für ihn zu leben und durch ihn!

Er würde kommen, ihr sein Glück zu vinden, — ja, da flügelte es! War er das nicht schon? — Sie neigte das Haupt Gewiß, es war sein Schritt, — noch ein paar Secunden, während welcher sie alle Kraft zusammennahm, um ein freundliches Lächeln auf ihre Lippen zu bringen, — nur die Engel im Himmel wissen, was solch ein Lächeln kostet!

Gerhardt riß die Thür auf, warf seinen Hut auf die Erde und stürzte mit ausgestreckten Armen auf Marie zu, die mitten in einem Sonnenstrahl im Zimmer stand und ihre zitternden Finger in seine lebenswarme Rechte legte.

„Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück,“ sagte sie, sobald ihre Lippen ihrem Willen gehorchten, und bemühte sich, ihre Hand aus der seinen zu lösen.

„Du Gute, Du hast nicht vergessen, daß heute mein Geburtstag ist!“ sagte er mit seiner herzlichen Stimme, die ihr jetzt Schauer des Schmerzes durch die Nerven jagte. „Du hast diesen Tag immer besonders kostlich zu feiern verstanden, als wir noch Kinder waren; du spätest Du die Süßigkeiten nicht! — Heute will ich noch Süßeres als die einstigen Zuder-tüchchen! Aber komm aus dem grellen Sonnenlicht, es blendet mich, und ich sehe Dein liebes Gesicht so blaß dagegen. So, und nun, — gratulir Du mir denn nur zu meinem Geburtstage, arges Herz?“

So frisch, so fröhlich, so glücklich sprach er. Nun war es da, sie mußte antworten, mußte ihrem armen Herzen den Todesstoß versetzen. Sie mühte sich, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Bestürzt senkte er den blonden Kopf und sah angstvoll und erschreckt in ihre gespannten und doch müden Züge. Die Verzörung in dem lebten Antlitz war so unverkennbar, daß er die Hand unter ihr Kinn legte und ihr schmales Gesichtchen emporholte, — da endlich schlug sie die Augen zu ihm auf, und ein Strahl des warmen, milden Lichtes, das er darin zu sehen gewohnt war, fiel auf ihn, wenngleich zwei große Thränen sich unter den Lidern hervorstrahlen und schwer über ihre Wangen rollten. — Als trügen sie ihre Seele mit sich, so innig fanden dann die Worte: „Ja, Gerhardt, . . . ich wünsche Dir Glück, auch dazu!“

„Nun, endlich,“ sagte er, wie befreit aufathmend, und führte sie mit gütiger Gewalt zu dem Plauderwinkel in der Sophie-Ecke, wo sie sonst gern ruhte und ihm still zuhörte, „ich fürchtete schon, die Sache sei Dir nicht recht, und das wäre mir sehr, sehr leid gewesen! — Aber Kind, was hast Du nur. Du zitterst ja wie im Fieber. Du wirkst mir doch nicht frank werden! . . . Nicht? — Aber warum bist Du so sonderbar fremd gegen mich, wenn ich voll Glück und Jubel zu Dir komme? Du bist mir doch nicht böse, Marie?“

Es war nicht möglich, den tiefen, warmen Lauten der geliebten Stimme zu widerstehen. Am liebsten hätte sie die Arme um seinen Hals geworfen und an seiner Brust das Leid ausgeweint, das er selbst ihr bereitet, aber das ging ja nicht!

"Nein, nein, mir ist nichts," wehrte sie seine Besorgniß ab.
"Erzähle nur . . . Also, wie kam alles, sage?"

Gerhardt schüttelte den Kopf, als sei er nicht ganz befriedigt.

"Ich habe mir mein Kommen anders gedacht," sprach er, hörbar unruhig, und sein Blick glitt ununterbrochen über ihr Gesicht. "Es muß etwas zwischen uns sein . . . Sonst nahmst Du theil an allem, was mich betrifft; mein Interesse war das Deine, ich mußte annehmen können, daß ich Dir werth sei."

Er stand auf und machte ein paar rasche Schritte durch das Zimmer; der Zweifel, der in ihm auffiel, duldet ihn nicht auf seinem Sitz.

"Wahrhaftig, ich werde ganz irre," sagte er,

zu ihr zurückkehrend. "Heute, wo ich komme, um Dir ein Ereigniß zu melden, das ich mit allen Kräften herbeisehnt, das mir die Thür zum heiligsten Glück öffnet, — heute entzieht Du mir Deine Hand und bist gegen mich, als sei ich Dir plötzlich fremd! . . . Begreift Du nicht, wie sehr es mich um Deinetwegen freut?"

"Um meinetwegen?" stammelte sie, ihn verwirrt betrachtend.

"Nun doch natürlich!" antwortete er lebhaft. "Sieh, bis jetzt konnte ich Dir nichts bieten, gar nichts! Von nun an gründe ich mir ein Heim, ein stilles, trautes . . . Wir werden allein ein Haus bewohnen, ringsherum zieht sich ein alter Garten voll dichter Rosen. Da kannst Du Deine Lieblinge pflegen, umgeben von Liebe und —."

Marie fuhr ihn unterbrechend, empor. Das, das konnte er ihr bieten wollen!? Sie sollte Zeugin seiner Liebe für eine andere sein, sich täglich neu verwunden an dem Anblick des Schmerzlichsten, was es für sie in der Welt gab? Unmöglich!! Sie floh bis in die entfernteste Ecke des Gemaches, als treibe sie die Angst vor seinen bittenden Worten; verzweifelt drückte sie die eligen Finger um ihre Stirn, es war ja unmöglich, daß er so Grausames von ihr verlangte!

"Ich kann nicht, Gerhardt, ich kann nicht!" rief sie leidenschaftlich, wie er sie nie gefaßt. "Verlange nicht, daß ich's begründe, las mich schweigen und las mich allein . . . Geh, ich fliehe Dich an, wenn Du nicht willst, daß ich vor Deinen Augen sterbe!"

Er hörte nur ihre Abweisung und verstand in seinem eigenen Schmerze die Pein nicht, die aus ihr schrie. Er war so bleich geworden, daß sein lustgebräutes Gesicht ganz fahl erschien.

"Verzeih!" sagte er gepreßt und finster. "Ich hatte keine Ahnung, daß ein Zusammenleben mit mir Dir so verhakt sein würde. Es kann nicht anders sein, ich bin Dir nichts, und ich . . . ich hatte mich ja unshagbar auf diesen Augenblick gefreut."

Gerhardt konnte nicht weiter sprechen, Schmerz, Verhängnis und eiferfüchtiger Groß schnürten ihm die Kehle zu; gewiß hatte ein anderer ihn verdrängt in ihrem Herzen, denn, daß er einst darin geherrscht, das hatte er so sicher geglaubt . . . Jetzt stand sie dort, wie ein verschüchtertes Kind, und fürchtete sich vielleicht gar vor ihm, so angstvoll starr waren ihre Augen. — Nun, er ging ja schon!

"Marie, ich weiß nicht, was mit Dir geschehen ist," sagte er, sich mühsam beherrschend, aber sein warmes Blut und stürmisches Temperament gingen trotz aller Reserve mit ihm durch, als er das geliebte Weib so nahe sah, das ihm verloren sein sollte. "Warum stöhst Du mich von Dir? . . .

Ich habe kaum die dringlichsten Angelegenheiten meines neuen Amtes geordnet, für meine lächerliche Eile von Freund Bucher, der sich eben mit Mirza Klinborn verlobt, noch ausgescholten, — ich eile nun zu Dir, — beschämst muß ich's gestehen, Deiner Freunde gewiß, und finde Dich so! . . . Marie, weihst Du, was Du mir gethan? . . . Ich Narr, ich liebe Dich, seit ich mir Deiner bewußt bin, so innig, so treu, — und nun, wo ich endlich ein Heim für Dich habe, stöhst Du mich von Dir. Marie, meine Marie, warum willst Du nicht mein Weib sein?"

Gerade kamen seine Arme noch zurecht, um sie aufzusangen, — aber an seiner Brust erwachte sie.

"O Gott," murmelte sie leise, "läß es keinen Traum sein, keinen Traum!"

Nachdruck verboten.

Zum siebzigsten Geburtstage Carl Reinecke's.

Von Richard Schott.

Sie ist des Lernens kein Ende!" Diese lezte von Robert Schumann's musikalischen Haß- und Lebensregeln hat selten ein Künstler mit solcher Gewissenhaftigkeit befolgt, wie Carl Reinecke, dessen siebzigste Geburtstagfeier die alte Musikstadt Leipzig jetzt begeht. Mit Bewunderung nur kann man die biographische Skizze lesen, die der bekannte Violinist Joseph von Bielefeldt kurzlich über den trefflichen Meister veröffentlicht hat, der seit nahezu vierunddreißig Jahren, ein würdiger Nachfolger Mendelssohn's, Gade's und Riep's, die berühmten Gewandhaus-Concerne leitet. Als gefeierter Klavier-Virtuose die Welt durchziehend, als ausgezeichneter Lehrer, Dirigent und musikalischer Schriftsteller wirkend, hat dieser rastlose Mann noch Zeit gefunden, an dreihundert selbständige, zum Theil sogar sehr umfangreiche Compositionen zu schaffen, Compositionen, von denen viele längst Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Aber mehr noch als der unermüdliche Fleiß sind es der edle Sinn, das tiefe Gemüth, die die Gestalt dieses Künstlers zu einer so sympathischen machen. Wo nur in deutschen Familien Hausmusik gepflegt wird, da hat der Name Carl Reinecke's einen guten Klang, und wer jemals in der Lage gewesen ist, die Richtigkeit des alten Sprichwortes „Aller Anfang ist schwer“ beim „Leben“ an sich selbst erproben zu müssen, der wird stets in dankbarer Erinnerung zu dem Schöpfer des „musikalischen Kindergartens“ aufblitzen, der mit so viel

Liebe bestrebt gewesen ist, den bitteren Trank der ersten Klavier-Studien durch das Zuderwerk seiner reizenden Melodien zu versüßen.

Trotz all seiner Geléhrsamkeit, trotz Jahrzehntelanger, unangesehpter Beschäftigung mit den ernsten, tiefgründigen Schöpfungen der gewaltigsten musikalischen Geister hat Carl Reinecke sich den nativen Sinn bewahrt, der noch im Greisenalter mit den Kindern fühlt und sich vollkommen hineinversetzen kann in ihre enge und doch so wundervoll anmutige Gedankenwelt. Am meisten tritt das wohl in seinen Märchen-Compositionen zu Tage, die, einzige in ihrer Art, ihrem Meister einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen

Musique“ erschien. Nach ausgedehnten Kunstreisen durch Deutschland, Skandinavien, England, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz wurde er 1851 durch Ferdinand Hiller als Lehrer an die „Rheinische Musikschule“ berufen, wirkte von 1854—58 als städtischer Musik-Director in Barmen, folgte dann einem Ruf nach Breslau und übernahm endlich 1860 das Amt eines Leiters der Leipziger Gewandhaus-Concerne, das er bis heute bekleidet. Möge er in dieser Stellung noch lange eine segensreiche Tätigkeit enthalten, möge er sich die Rüdigkeit und das jugendfrisch schaffende Künstlerherz noch viele Jahre hindurch bewahren, der deutschen Kunst zur Freude!

Nachdruck verboten.

Am Jahrestage.

Zu dem Bilde von H. Bogler. — Siehe Seite 97.

Eine tiefe Stille herrscht in den Vormittagshunden in den Prachtälen des Schlosses, eine geheimnißvolle Dämmerung, da die schweren gelben Vorhänge noch herabgelassen sind, — ein dumpfer, aber vornehmer Geruch nach Politur und lacktostbarem Möbelholze. Auf dem Kaminspeller schimmert aus dem Zwielicht unter einem Schutzschleier die Marmorbüste des in jugendlicher Alter dargestellten Ahnherrn. Da öffnet sich eine der weißen, goldgezieren Glügelthüren, ein Gewand rasch und knistert, ein eiliger, leichter Schritt schlüpft auf den Parkett. In den Saal tritt ein schlantes Mädchen, Blumen und einen Vorbeerkrantz in der Hand tragend. Sie zieht an der Schnur des einen der Fenstervorhänge, und nachdem der schwere Stoff sich gelöst hat, füllt das Sonnenlicht blendend in den hohen Raum und über die wunderbar feinen Züge der jungen Dame, die nun zu der Büste eilt, sie enthüllt und lange in selbvergessener Nachdenklichkeit betrachtet. Heute ist der Tag, an dem er vor hundert Jahren für das Vaterland sein Leben ließ, er, dessen Schönheit und Seelenglück neben seinem Ruhm in der Familie unvergessen geblieben sind. Nichts ist davon übrig, als der Staub im Sarkophag der Ahnengruft, als diese starre Büste! Die Sprache der Vergänglichkeit redet ernst zu der Eulalie. Sie aber denkt auch daran, daß Großes und Edles über das Grab hinaus geht bleiben, und schmückt in frommer Stimmung das Marmorbild des Mannes, dessen Züge und bezauberndes Wesen in ihr, wie die Urgroßmutter oft erzählt hat, wieder neu erschienen sein sollen. Zur Freude der Großeltern verrichtet sie das Werk, ahnungslos, wie doppelt schön sie in diesem Augenblitc ist, wo der Reiz ihrerörperlichen Anmut verklärt wird durch den Geist der Pietät.

H. v. P.

Redactions-Post.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Il Moro (80). — Der Beiname Ludovico Thora's, Il Moro (der Mohr), röhrt nach einigen Historikern von seiner dunklen Hautfarbe her, nach anderen von einem Male, das die Form eines Maulbeerblattes (il moro, der Maulbeerbaum) zeigte.

Deutscher Humor (96). — Wenn der deutschen Volksmund der Humor abgesprochen wird, so deucht dies auf Überreibung oder Unkenntniß. Echter Humor ist überhaupt eine seltene Pflanze, nicht nur in Deutschland. Einem Dickens haben wir freilich nicht aufzuzeigen, allein wir können auf den Gustav Freitag des „Soll und Haben“ hölz genug sein. Grip Reuter ist in seiner Art unerreicht und Wilhelm Raabe (Corvinus) ein so echter Humorist, wie ihn nur irgend ein Volk besitzt. Werner braucht man nur an Rosegger, Stinde, Hans Hoffmann, Ilse Grapen, Helene Böhlau, Trojan, Seidel, Charlotte Rieke u. s. w. zu denken, um sich an einzelne ganz prächtige humoristische Arbeiten noch schaffender Autoren zu erinnern. Als Referat der Illustrirten Frauen-Zeitung werden Sie auch in Roderich, Emile Ehrard, Gottfried Franck-Schleibelt u. a. vorzüllige humoristische Talente degrüßt haben. Nein, ganz humoros sind wir nicht! Zugesehen mag noch werden, daß die erquidende Blume des Humors in neuerer Zeit wieder spärlicher wähnt als früher; sie gedeiht am besten auf stillen, behaglich von der Sonne beschienenen Flecken, und die sind eben seltener Inseln als je in dem unruhigen Meer der Gegenwart.

L. B., Biume. — „Extra Hungariam non est vita,

Et si vita, non est ita!“

Außerhalb Ungarns gibt's kein Leben, und gibt es eins, ist's doch teils!

Russin im Auslande. — Die Großfürstin Katharina Michaelowna ist an Herzschwäche gestorben, die infolge einer im Juli vorjährigen überhandnenden Influenza eintrat.

F. S. — Fräulein Dr. phil. Susanna Rubinstein lebt nach der letzten uns bekannten Adresse in Rüssingen, Villa Fürstenthof.

Gefriede, Wien. — Der historische Roman, der Ihre Freunde interessiert hat, spielt zur Zeit Friedrichs des Großen und heißt „Auf Befehl des Königs“. Verfasserin ist Clarijs Voide, Verlag: Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Director R. A. P. — „Unser Vogtland“ ist die neue von Dr. Gottfried Doehler herausgegebene Monatschrift, die namentlich für Vogtländer, auf die sie, wie schon der Titel ankündigt, in erster Linie berechnet ist, viel Interessantes bringt.

Fräulein v. L. H. — In dem letzten Jahresbericht der englischen „Gesellschaft zum Schutz der Kinder gegen grausame Behandlung“ wird gesagt, die Gesellschaft habe unendlich viel dazu beigetragen, daß in vielen Personen wurzelnde Vorurtheil zu zerstören, daß Eltern das Recht hätten, ihre Kinder grausam zu schlagen und anzumahnen. Dieses Vorurtheil sei eine Erbschaft aus dem alten römischen Rechte, das dem Vater das Recht über Leben und Tod seines Kindes zuspreche. — Die Hexen-Colonien für Kinder sind eine vorzügliche Einrichtung, man kann sie gar nicht genau unterschätzen! Das Sinfon der Beiträge ist uns unfaßlich; vielleicht wird die Agitation doch nicht gehandhabt.

Brau J. A. Triest. — Das Böllow-Denkmal soll in Hamburg errichtet werden. Beitrag nimmt der Schäufele Herr Rudolph Petersen von der Norddeutschen Bank in Hamburg entgegen.